Regierungs- und Schulrat

Albert Hechtenberg.

Das Leben und Streben

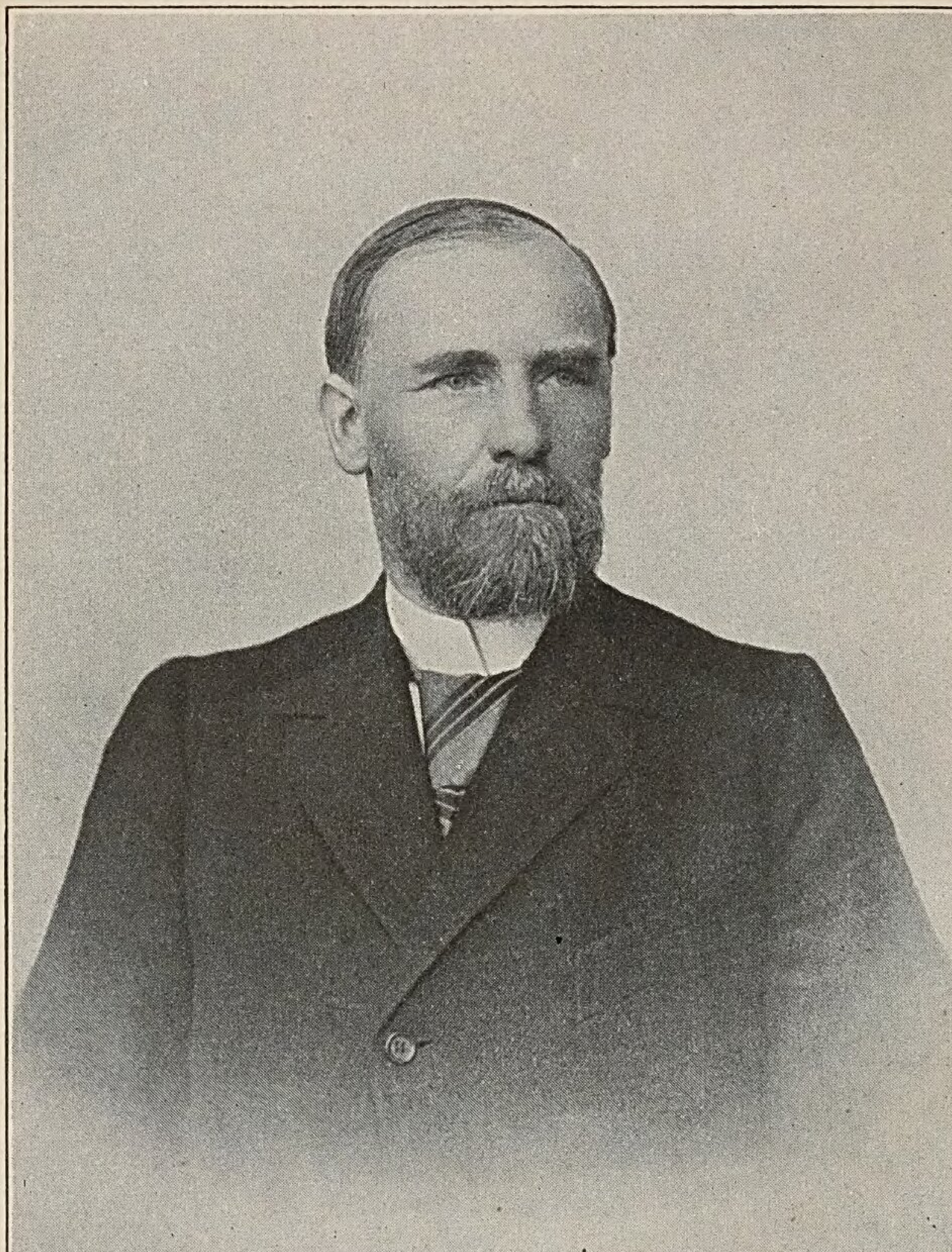
eines Meisters der Schule

erzählt von

K. H. L. Magnus.

Mit 2 Abbildungen.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1899.



Zur Tatkraft steige die Tatenlust
Und freudig tu, was du reiflich
erwägst.

Regierungs- und Schulrat

Albert Hechtenberg.

Das Leben und Streben

eines Meisters der Schule

erzählt von

K. H. L. Magnus.

Mit 2 Abbildungen.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1899.

An den Leser.

— — Denn er hat unser Volk lieb,
und die Schule hat er uns erbauet.
Luk. 7, 5.

Es war am 3. Oktober 1896. Düstere Wolkenschleier lagerten über der altersgrauen Stadt Minden, und der Herbstwind spielte schon im Königsglacis mit den ersten fallenden Blättern der rauschenden Baumzweige. Da bestattete man auf dem stillen Friedhofe vor dem Stadtthore den Schulrat *Albert Hechtenberg*, den unvergeßlichen Freund der Volksschule und ihrer Lehrer. Im rüstigsten Mannesalter wurde der Entschlafene, ein Pädagoge von Gottes Gnaden, ein Mann von unbeugsamer Willenskraft und rastloser Schaffenslust, der auf Frankreichs Schlachtgefilden sich das Ehrenkreuz erstritt und in stiller Friedensarbeit unüberwindlich erscheinende Hemmnisse spielendleicht überwand, allzufrüh seinem trauten Familienkreise, allzufrüh seinem gesegneten Arbeitsfelde durch eine tückische Krankheit entrissen; so fällt, jäh vom Wetterstrahle getroffen, die grünende Eiche auf blumiger Flur.

Es war *ein* Jahr nach Hechtenbergs Tode, am 30. September 1897. Im Glanze der goldenen Abendsonne lag friedlichstill Hechtenbergs Grab, geziert mit Rosen und Vergißmeinnicht, die dankbare Lehrerhände gepflanzt hatten. Die große Trauergemeinde, die vor

einem Jahre mit herzlicher Wehmut den unvergeßlichen Lehrerfreund hatte ins Grab sinken sehen, sie enthüllte und weihte über seiner Gruft ein herrliches Steindenkmal mit Hechtenbergs Bilde zum sichtbaren Zeichen, daß Dankbarkeit in treuen Lehrerherzen nimmer erlischt. Während die Blicke der Freunde und Verehrer des Entschlafenen an seinem metallenen Medaillonbilde hafteten, als wolle man die ehernen Züge im eigenen Herzen befestigen, schien des Redners Botschaft, daß einer von Hechtenbergs ältesten und nächsten Freunden ein Lebensbild des teuren Heimgegangenen bringen werde, allgemein Befriedigung und Freude zu erregen. Dieses Büchlein ist die Frucht der Forschungen, die ich über das Leben und Streben meines unvergeßlichen Freundes angestellt habe. Meine Arbeit ist geendet, vollendet ist sie nicht. Es war schwierig, ein einigermaßen zutreffendes Bild des so vielseitig begabten und mannigfach bewährten Freundes zu entwerfen; denn er hat zeitlebens zu den Stillen im Lande gehört und nimmer viel Aufhebens von sich gemacht. Indem ich den Freunden und Verehrern Hechtenbergs, die Beiträge zu diesem Büchlein eingesandt haben, hiermit herzlich danke, ist es mein inniger Wunsch, daß aus diesen Blättern ertönen möge ein Nachhall jener gewaltigen Predigt, die das Leben und Streben, der Charakter und die Persönlichkeit, das letzte Leiden und Sterben meines teuren Freundes war zur Ehre den Seinen und zur Lehre dem heranwachsenden Geschlechte!

Wunstorf, am 18. Juni 1899.

Magnus.

Inhalt.

1. Kapitel.

Aus Kindheit und Jugendzeit.

Es ist ein köstlich Ding einem Manne,
daß er das Joch in seiner Jugend trage.
Klagel. 3, 27.

In Wane Isas Hallen, so kündet die nordische Sage, dienten Knecht und Magd schon manches liebe Jahr treu und willig dem Gebieter. Bei des Tages Grauen schürte die emsige Magd das lohende Herdfeuer, und am Abend hielt ihr treuer Genosse Wacht bei der lodernden Glut. Zwischen Knecht und Magd erglomm mit wachsender Inbrunst die Flamme süßer Liebeslust; doch nimmer sollten sie zusammenkommen; sie trennte die dunkle Nacht. Wenn jedoch der Frühling einzog, dann führten der späte Abend und der frühe Morgen die Liebenden einander näher. Ja, wenn in nordischen Breiten am längsten Tage sich Abend und Morgen geschwisterlich in lichter, klarer Dämmerung vermählen, dann finden sich der treue Knecht und die holde Magd in kurzer Umarmung, um bald wieder durch die nordische schwarze Nacht geschieden zu werden. Erstarrt sodann in kalten Wintertagen die Liebesglut in der Menschen Herzen — „vom Eise starrt der finstere Tannenwald, die Welt ist eingeschneit, auch Menschenherzen sind gefroren" — dann reißt die erstarkende nordische Nacht mit rauher Hand die Liebenden voneinander, und zur Zeit des kürzesten Tages ergreift bange, schmerzliche Sehnsucht das weit getrennte Liebespaar: Hämarik und Koït — das Abend- und das Morgenrot.

Am kürzesten Tage des Hungerjahres 1842 wurde dem Ortsschullehrer Wilhelm Hechtenberg zu Ringenberg am Niederrhein und seiner Ehefrau, einer gebornen Middendorf, ein Sohn geboren, ihr zwölftes Kind. Ist der geneigte Leser etwas rechnerisch veranlagt, so kalkuliert er etwa also: Teure Zeiten; 12 lebende Kinder mit 12 hungrigen Munden und nur 200 bergische Thaler d. s. 154 preußische Thaler Grundgehalt, dazu keine Aussicht auf Alters- und Teurungszulage macht gerade auf den Kopf 11 preußische Thaler fürs Jahr. Was gilt's? Diesen Winter spielt Schmalhans den Küchenmeister im „Mēsterhause“ zu Ringenberg. Da hat der geneigte Leser die Rechnung ohne die gemacht, die das frohe Familienereignis doch zunächst anging. „Je mehr Kinder, desto mehr Vaterunser“ und: „Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten,“ dachte die nie zagende „Frau Mēster“, die zartsorgende Mutter mit den hellen Augen, den roten Wangen und der nie versagenden Frohnatur. Und der Vater? Mit inniger Herzensfreude umschloß er seinen jüngsten Sprößling und verkündete die Ankunft eines Brüderchens den jubelnden Geschwistern. Nachbarn und Gefreunde im Dorfe teilten die im Schulhause herrschende Freude, nur die Dorfklatsche meinte, nun hätten die Taufschmäuse bei Mēsters bald ein Ende, denn das Dutzend sei ja voll. Daß ein Knabe geboren war, wurde doppelt freudig in der Lehrerfamilie begrüßt, in der das weibliche Element der Zahl nach das Übergewicht hatte, denn die älteren Brüder waren bis auf zwei gestorben. In der Taufe gab man dem jungen Erdenbürger die Namen Albert Wilhelm Dietrich: Albert nach einer alten Verwandten, Wilhelm nach Großvater und Vater und Dietrich oder Dirk nach einem alten Bauern des Marktfleckens, der sein Pate wurde. Da die Mutter bald nach der Geburt des Zwölften schwer erkrankte, hätte Vater

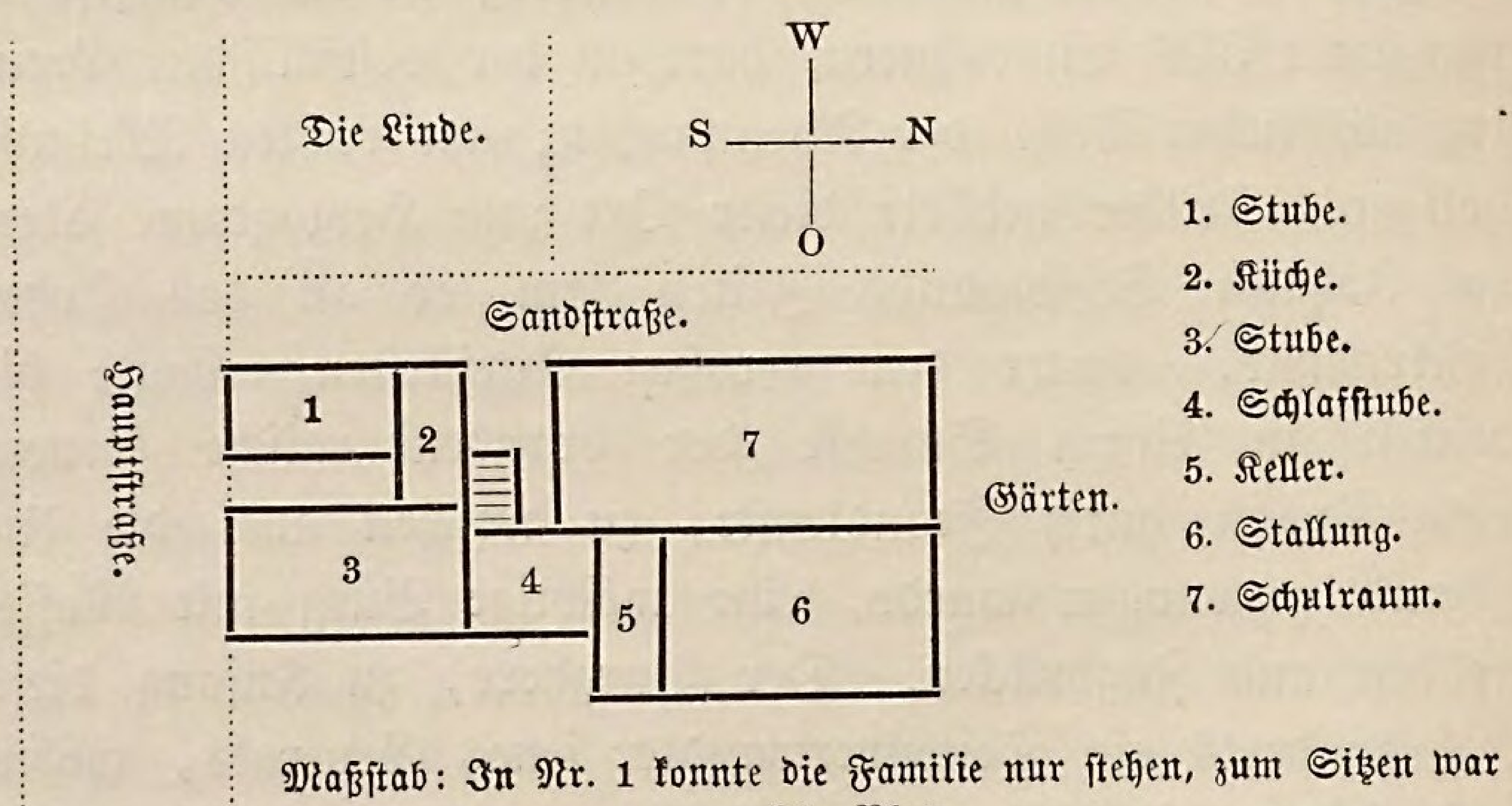
Hechtenberg beinahe den allzu frühen Tod seiner geliebten Ehehälfte beklagen müssen, wie einst der kinderreiche Erzvater Jakob nach der Geburt des zwölften Sohnes den Tod Rahels beweinte, und wäre so aus dem Benjamin, dem Glückskinde, ein Benoni, ein Schmerzenskind, geworden. Die Mutter genas, konnte jedoch infolge ihrer Krankheit ihren Sohn nicht stillen; deshalb nährte ihn eine benachbarte Bäuerin.

Wenn Hechtenberg in späteren Jahren auf heiteren Ausflügen als erster die Berge erklomm, der Gesellschaft vorauseilend, leichtfüßig und starksehnig wie ein Held des trojanischen Zeitalters, pflegte er wohl zu sagen: „Das macht, meine Amme war eine stramme Bäuerin; es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor."

Hechtenbergs Eltern waren Westfalen; der Vater wurde 1797 in Plettenberg geboren, und die Mutter 1800 in Obermaßen. In Soest war der Vater zum Lehrer vorgebildet; er stellte seine ersten selbständigen Unterrichtsversuche bei Unna an und wurde 1818 zum „Mēster" in Ringenberg, Kreis Rees, gewählt. Ringenberg ist ein Marktflecken mit etwa 500 Einwohnern, hart an der westfälischen Grenze im nördlichen Teile der Rheinprovinz am rechten Rheinufer gelegen. Früher gehörte dieser Ort zum Herzogtume Cleve, zu Johann Sigismunds Zeiten kam er an das Hohenzollernhaus. Unter dem Großen Kurfürsten erbaute hier mitten in einem Sumpfe der brandenburgische General von Spahn durch Frondienste, zu welchen auch die Umgegend gezwungen wurde, eine mächtige Burg mit Wassergräben und Zugbrücken. Der Burgherr, zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Seitenverwandter jenes Generals, wohnte auf seinen Schlössern in Holland, übte alljährlich in Ringenberg in wenig Tagen die Jagd- und Fischereigerechtsame aus und zog die Zehnten in der Umgegend ein. Ein

Rentmeister, ein Förster und ein Gärtner verwalteten das Gut. Beim Tode des letzten holländischen Besitzers im Jahre 1848 wurde das Besitztum vereinzelt, und den Hauptbestandteil, Schloß und Lustgärten, kaufte der Fürst von Salm-Horstmar auf Valar bei Coesfeld als Fideikommiß. Der Ort ist eine Ansiedlung um das fürstliche Schloß, auch das mit vielen Wappenschildern, Waffen, Marschallstäben und Grabschriften der Ahnherren geschmückte und mit Ehrensitzen für die Gutsherrlichkeit versehene Ortskirchlein ist herrschaftlichen Ursprungs.

Die Burg, von Pächtern bewohnt, verfällt. Die Heerstraße, die von Wesel nach Bocholt in Westfalen führt, durchzieht Ringenberg, das ein breiter Graben umgürtet. Das alte Thor im Westen und das neue im Osten waren früher die einzigen Zugänge. Mitten im Orte an der „Linde", dem Marktplatze und Spiel- und Tummelplatze der Jugend, liegt das niedrige, enge Schulhaus. Folgende Skizze desselben verdanke ich der Güte des jetzigen ersten Lehrers in Ringenberg:



Maßstab: In Nr. 1 konnte die Familie nur stehen, zum Sitzen war kein Platz.

Im 13. Jahrhundert ließ der damalige Schloßherr durch holländische Kolonisten den Ringenberger Polder abdeichen und

entwässern. Die Ortsverwaltung hält streng auf Instandhaltung der Entwässerungsanlagen. Wiesen und Weiden, hie und da von Ackerland und Waldparzellen unterbrochen, umsäumen den Ort, an den Ufern der Entwässerungsgräben stehen Pappeln und Eichen. Die Einwohnerschaft Ringenbergs bestand aus fünf Brennereibesitzern, sieben Wirten, einigen Krämern und Färbern, Handwerkern und Tagelöhnern. Zwei Drittel der Einwohner waren Protestanten, ein Drittel Katholiken. Letztere waren von alters her bei der evangelischen Schule eingeschult, später erhielten sie einen eigenen Schulvikar. — Das ist Ringenberg, der Heimatsort Albert Hechtenbergs, der Schauplatz seiner frohen Spiele, aber auch seiner harten Jugendarbeit. An der Grenze von Westfalen und Rheinland, wo der Niedersachse neben dem Franken sitzt, stand also die Wiege unsers Freundes, der niedersächsische Kraft und Ausdauer mit rheinischer Fröhlichkeit und Biegsamkeit in sich vereinte. Daß in Hechtenbergs Heimatsorte sociale, wirtschaftliche und religiöse Gegensätze in einer geringen Einwohnerschaft so nahe aufeinander stießen, daß er seine Jugend inmitten Aristokraten und Bauern, inmitten reich und arm, Protestanten und Katholiken verlebte, hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, diesen seltenen Menschen nach und nach zu jener Überlegenheit zu erziehen, die sich selbst in schwierigen Lebenslagen rasch und sicher zurechtfindet.

Nach dem alten Sprichworte, dem ja noch jetzt die Lehrerschaft vielfach huldigt: „Jung gefreit, hat niemand gereut" heiratete Hechtenbergs Vater früh. Die jungen Eheleute ergänzten einander so sehr zu glücklichem Bunde, daß man nicht sagen kann, welches die bessere Hälfte gewesen sei. Der Vater handelte nach Herders Worte:

„Strenge gegen dich selbst, beschneide die üppigen Reben;
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst."

Die Lehrthätigkeit des Ringenberger Lehrers war in der Umgegend vorteilhaft bekannt, und fast aus allen umliegenden Dörfern besuchten junge Leute seine Winterabendschule. Im Kopfrechnen und in der Anfertigung von Geschäftsaufsätzen erreichte des Lehrers unbeugsame Thatkraft hohe Ziele. Sein Schulpfleger, der Superintendent Lohmann in Wesel, war mit Hechtenbergs Arbeit stets zufrieden, gelegentlich spendete er nach der Revision wohl einige Thaler, für welche der Lehrer mit seinen Schülern einen Ausflug machen konnte. Im Sommer weckte der Vater seine Kinder um sechs, im Winter um sieben Uhr; flink und flugs ging's an die Arbeit; es war Selbstbeschäftigung. Um acht Uhr überhörte er die Lektionen; war er unzufrieden, so wurde der Unfleiß mit Entziehung des Frühstücks bestraft. Im Sommer arbeitete der Vater außerhalb der Schulzeit in seiner Baumschule; was in seinem Hause Arme hatte, mußte helfen. Ja, oft wurde das Lernen seiner Kinder tagelang unterbrochen, um der Arbeit in Feld, Garten und Stall Platz zu machen. Er war ein A r b e i t e r, der „Mester" Hechtenberg. „Wat Arbeit ut en Minschen maken kann, dat hadd sei ut d i t Holt sneden, un en beteres hadd sei mäglicher Wis' narends nich funnen. „Arbeit" säd sin ihrenwirth Gesicht — „Arbeit" sägen sine trugen Hänn." (Ut mine Stromtid I, 1.) Die Arbeit war Vater Hechtenbergs höchstes Gut, sie war die Sorgenbrecherin — wie oft wohl? 49 Jahre auf derselben Schulstelle bei kümmerlichem Gehalte ohne Zulage; als Albert das Seminar bezog, mußte die Baumschule zur Unzeit verkauft werden, damit die ersten Kosten bestritten würden — die Arbeit war ihm die Befreierin von Unmut und übler Laune, Trost und Hülfe bei den vielen Schicksalsschlägen, die seine Familie trafen, ja Medizin und Lebenselixir in eigener Leibeskrankheit. — Unbedingter Gehorsam war im Hause Hechtenberg erste Kindespflicht; wehe den

Knaben, welche der Mutter, die übrigens diese nicht strafte, nicht ebenso schnell und widerspruchslos Gehorsam geleistet hätten, wie dem Vater. Müßig sitzen, dumpfes Brüten, Oberflächlichkeit und Halbheit bei der Arbeit, das waren im „Mēsterhause" unbekannte Dinge. „Und wenn ein ganzes Regiment ins Schulzimmer tritt, so soll euch das nicht stören, und ihr sollt nicht vom Buche aufblicken," pflegte der Vater zu sagen. Bei solch zielbewußter, thatkräftiger Arbeit war dem Mēster Hechtenberg Entsagung tägliches Zubrot. „Vater, nun mußt du dir wirklich einen neuen Rock kaufen, ich kann den alten nicht mehr flicken," sagte einst die geschäftige Hausfrau, deren Nähnadel längst den Dorfschneider im Schulhause entbehrlich machte. „Ein Jahr muß er noch ausreichen, liebe Frau; zu Freund N. komme ich ja doch nicht." Nichts für sich, alles für die Kinder. Er hat das Wort erfüllt: Kommt, laßt uns unsern Kindern leben! Der Vater war der eigenen Kinder und der Dorfjugend eifrigster Spielkollege auf „der Linde", in den Wiesen und auf Feldern, auch badete er mit den Knaben. Kein Wunder, daß er bei seiner Strenge von der Jugend verehrt und geliebt wurde. Trotz der Bürde der Arbeit und Entsagung, trotz der harten Schicksalsschläge, die ihn in der Familie trafen, blieb Vater Hechtenberg bis ins Alter ein munterer, gesprächiger Mann, der gern in heiterer Gesellschaft weilte und wegen seines Witzes und seines Anekdotenreichtums stets der Mittelpunkt der Unterhaltung war. So liebte er auch Fröhlichkeit in seiner Familie. „Ich erinnere mich," so erzählt sein ältester Sohn Wilhelm, „daß mein Vater einst bei Tisch uns drei älteren Knaben also apostrophierte: Ihr sitzt da so still und trocken; ihr habt doch noch keine Sorgen; ich bin älter, habe Sorgen und bin doch fröhlicher, als ihr drei zusammen!" Dabei war Hechtenbergs Vater stets gefällig und hülfsbereit; manches Schrift-

stück fertigte er seinen Bauern kostenlos an, manchen Baum veredelte er ihnen für denselben Preis, und der Verfasser von „Meister Hämmerlein" hätte noch manchen Zug wahrer Menschenfreundlichkeit an dem Ringenberger „Mēster" entdecken können. Zudem war Vater Hechtenberg ein eifriger Patriot, stolz auf sein preußisches Vaterland, treu seinem Könige. „Seine Augen wurden feucht, Begeisterung verklärte sein Gesicht, und hinreißend schön klang sein Vortrag, wenn er uns von des großen Friedrichs Thaten erzählte," berichtet sein Sohn Albert. Dieser erstritt sich in Frankreich 1870/71 das eiserne Kreuz. „Ich bin nicht stolz auf diese Dekoration; viele Kameraden hätten sie gleich mir verdient, und haben sie nicht bekommen, und ich, setzte er zu mir gewandt voll Humor hinzu, erhielt sie ja nur, weil ich der letzte war, der davonlief; aber wie sehr hätte ich es meinem Vater, diesem Preußen von echtem Schrot und Korn, gegönnt, meine ehrenvolle Heimkehr aus Frankreich zu sehen!"

Hechtenbergs Mutter stammte aus einem großen Bauernhofe; sie war eine kreuzbrave Frau, dabei stattlich, blond, rotbackig, allzeit heiter und fröhlich. Sie war die Seele des Hauses; sie spendete ihren Kindern aufopferungsvolle Liebe und erntete von ihnen Liebe und Anhänglichkeit. Nach dem drei Stunden entfernten Wesel trug sie Butter und Eier, um mit den gelösten Groschen ihren einfachen Haushalt zu bestreiten; als eines Abends die schreckliche Nachricht kam, daß ihr Sohn August, der bei einem Kaufmann in Wesel in der Lehre war, plötzlich spurlos verschwunden sei, lief sie sofort in der finstern Nacht nach Wesel, den Sohn zu suchen. Leider vergebens! Niemals ist eine Spur über sein Verbleiben gefunden worden. Dieser Mutter verdankten die Kinder die Freuden ihrer Jugend. Des Vaters und der Mutter Geburtstag wurden in bescheidener Weise gefeiert, und die Mutter verstand es, alles so einzurichten, daß es

reichte und einen festlichen Anstrich hatte. Besuch war im Schulhause zu Ringenberg stets willkommen; die sorgliche Hausfrau wußte Rat, selbst wenn Mangel an Überfluß eintrat, Heiterkeit und Frohsinn würzten die Gastmähler, und im lustigen Geplauder verrannen die Stunden wie Augenblicke. Es ging im Ringenberger Schulhause nach dem Goetheschen Worte:

Tages Arbeit, abends Gäste;
Saure Wochen, frohe Feste!

Oft erzählte Hechtenberg von der „Garnzach", einem jährlich wiederkehrenden Feste, zu dem feierlich geladen wurde und zu dem jedes Schulkind einige Gebinde Garn der Frau Mēster brachte. Dann wurde die Schulstube ausgeräumt; die Mutter hatte Weißbrot gebacken und Kaffee gekocht; ein Fiedler war bestellt, der zum Tanze geigte. — Um des Lichts gesell'ge Flamme sammelten sich an den Winterabenden die Bewohner des Schulhauses, man saß „am Herd", auf dem nach der Väter Weise am Kesselhaken der Kochtopf hing; die Mutter strickte, die Schwestern spannen, der Vater erzählte und Albert legte Kastanien in die Asche; wie die herrlich knackten und köstlich mundeten! Der Mutter verdankte Albert Hechtenberg die Freuden seiner Jugend; sie liebte ihr Ebenbild, den blonden, blauäugigen, schlanken Knaben über alles; sie sorgte stets dafür, daß ihm nichts fehle, sie lehrte ihn beten, und noch im Sterben sprach sie von dem am Bette stehenden Sohne, den ihr brechendes Auge nicht mehr sah, in den zärtlichsten, besorgtesten Ausdrücken!

Albert Hechtenberg war ein dankbares Kind; als er später zu Amt und Würden sich emporgeschwungen hatte, wandte die Sehnsucht seines Herzens sich oftmals nach dem einfachen, engen Schulhause zurück, wo einst das erste Menschenauge sich liebend über seine Wiege neigte, wo seine Mutter ihn zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug, und sein Vater

ihm die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub. Das Dichterwort, welches Dr. Schumann auf den Opfermut der Eltern Kehrs deutet, findet auch bei Hechtenbergs Eltern seine volle Anwendung:

„Wisse, daß dein Vater selten Wein
Nur trank; zum Reitpferd seine Füße
Und seine Hände zu Lakai'n
Gern für sich machte; selbst die süße
Begierde, seinen fernen Freund nach Jahr
Und Tag zu küssen, unterdrückte;
Daß deine Mutter sich das Haar
Mit Veilchen statt der Perlen schmückte;
Sich oft dem Schlaf, so fest er hielt, entriß;
Zu halben Nächten zwischen ihren Knie'n
Dich horchend stehen hatt'; und alles dies,
Zum braven Mann dich zu erzieh'n."

Günther von Göckingk an seinen Sohn Fritz.

Zwei Schutzengel, einen heiteren und einen strengen, hat der Allgütige der Jugend beigesellt: Das Spiel und die Arbeit. Unter dem segensreichen Einflusse beider Erzieher floß Hechtenbergs Jugend dahin. In reiferen Jahren erzählte er dem lauschenden Familien- und Freundeskreise, wie sie in Ringenberg Räuber und Gensdarmen gespielt, wie sie Schützenfest hielten und eine eigene Kinderschützengilde gebildet hätten, wie er als Junge aus dem Fenster sprang und als Anführer mit seinen Kameraden zum Spiele entfloh, wenn ihn der Vater, der inzwischen einen Spaziergang machte, in der Schulstube eingeschlossen hatte, wie sie der Jette Brink den „Kleunk" oder Holzschuh über die Thür gehängt und der alten Hauskatze Nußschalen unter die Füße gebunden hätten. — Köstlich klang die Erzählung seiner „Jugenderinnerungen", wie der Tagelöhner so unmenschlich viel essen konnte zum Staunen der Kinder, vom dummen Vetter Fritz, der gern eine Schwester heiraten wollte und es

nicht anzufangen wußte, von der alten Hauskatze, die den Kindern die heißersehnte Kochwurst während des Tischgebetes wegholte und nachher nicht aufzufinden war, welche Katze stets mit ins Bett wollte und durch ihr Gepolter dem hoch oben unter dem Dache schlafenden Knaben solche Furcht einjagte, daß er im Nachtkostüme mitten in der mit Gästen noch aufsitzenden Familie erschien, behauptend, oben säßen Räuber. Von des Pfarrers Nichte Alexandrine, von den Jungen Lexe oder Klexe genannt, die in ihrer modern städtischen Tracht gar komisch erschien, erzählte er manche drollige Geschichte. Was war das für ein Aufruhr im Dorfe, als Schäfers Margritt, eine von des Pfarrers Günstlingen, in rasender Eile die Ortsstraße entlang rannte, als sie beim Heumachen zum Ausruhen sich mitten in die „Miegemmechen“ (Ameisen) gesetzt hatte, was bei der mangelhaften Unterkleidung der Margritt doppelt unangenehm sein mußte. Alle lachten „Scheppers Gritt“ furchtbar aus, nur der Pfarrer suchte sie zu trösten. — Wie Albert mit seiner Lieblingsschwester Emilie zum reichen Paten Dirk geschickt wurde, nach Äpfeln zu fragen, wie sie halberfroren dort anlangten, von der Bäuerin sogleich in das Bett gesteckt und schön bewirtet wurden: das wußte Hechtenberg meisterhaft zu erzählen. Dieser Besuch wiederholte sich alle Jahre und hatte stets zur Folge, daß der Götsche (Pate), der später erblindete, den Eltern eine Menge Obst schenkte. Pate Dirk gab ihm jede Kirmeß einen Thaler und zu St. Nikolaus (Sinter Klaas, den 6. Dezember), welcher Tag statt des 24. Dezembers am Niederrhein gefeiert wird, viele schöne Dinge auf einer großen Zinnschüssel, wie solche in alten Haushaltungen vorhanden waren. Diese mächtige Schüssel erschien statt des kleinen Tellers, den der Junge am Vorabend des St. Nikolaus zum Paten bringen durfte. — Auf Palmsonntag holten die Kinder Weidenzweige; die

Mutter hängte daran zweierlei Gebäck, ein „Pielegänschen" und ein „Kräkelieskes"; dann zogen die Kinder von Haus zu Haus und bekamen Gebäck dazu. Sie sangen:

Palm, Julm, Boßen.
Wenn noch einmal Sonntag is,
Dann krieg ich ein Boßei! —

Einer, der das Pulver nicht erfunden hatte, wurde gefragt: Haben Sie schon Familie? Ja, antwortete der Schlaukopf, eine Kuh und ein Kalb. Solch ein kleines Stück von „Familienzugehörigkeit" war der lieben einzigen Kuh im Mēsterhause zu Ringenberg, der „alten Bunten", nach und nach auch eingeräumt worden. Die „Bunte" wurde nach einem Viehmarkte, woher sie der Vater mit dem sachverständigen Tagelöhner geholt hatte, auf halbem Wege im Triumphe festlich von der ganzen Familie empfangen und feierlich eingeholt. Die „Bunte" war ein gutes Tier, sie ließ es geschehen, daß der Knabe, um sich den langweiligen Weg von der Weide nach Hause zu verkürzen, sich an ihren Schwanz hängte, was sie stets zum Trabe nötigte. Doch wurde diese Übung vom Vater, der sie zufällig gewahrte, hart bestraft. Kam „die Bunte" auf die Brücke, die in den Ort führte, so stieß sie einen lauten, trompetenden Ton aus; das that sie zeitlebens. In gleicher Weise meldete sie ihren Durst, wenn sie auf die Weide gelassen wurde, um dort die Nacht zu bleiben. Dann schickte der Vater den Knaben in die Dunkelheit hinaus, um „die Bunte" entweder heimzuholen, oder ihr Wasser zu bringen. Der achtjährige Knabe fürchtete sich entsetzlich vor Räubern, über die er viel gelesen hatte, ohne, wie er später lachend hinzusetzte, zu bedenken, daß er ja nichts besaß, was der Räuber Begier erregen konnte. Durfte er „die Bunte" mitbringen, so wanderte er sicher an ihrer Seite. Als er später, in den Ferien heimgekehrt, „die Bunte" nicht mehr

im Stalle fand, fühlte er einen heftigen Schmerz, als ob „ein Mensch gestorben wäre, den er lieb gehabt." — Jährlich einmal nahmen die Eltern ihre Kinder mit auf den Markt nach Wesel, wo bei einem befreundeten Bäcker eingekehrt wurde, dessen Frau die Schülerin des Vaters gewesen war. Sie wurden herrlich mit Kaffee, Weißbrot und Holländer Käse bewirtet. Da es nichts kostete, so war es den Kindern vergönnt, nach Herzenslust zu schwelgen, was sie auch zur Freude der Bäckersfrau thaten. Stets durften die Kinder bei ihr einkehren, wenn sie in Wesel etwas besorgen mußten.

Doch neben der Jugend Lust und Scherz stellte Gott der Jugend Leid und bitteren Ernst. Mit seiner so innig geliebten Schwester Emilie, die später an den Güterexpedienten Schmitz in Witten a. d. Ruhr sich verheiratete, hat er den Garten umgegraben und mancherlei schwere Arbeiten verrichtet. Auf einen Kirschbaum gestiegen, fiel er mit einem großen Aste dem zürnenden Vater halbtot vor die Füße; nur die große Lebensgefahr, in welcher er nach dem Sturze schwebte, rettete ihn vor der verdienten Züchtigung. Die Auswanderung eines älteren Bruders, Namens Julius, in jugendlichem Alter nach Amerika, riß eine Lücke in den trauten Familienkreis im Ringenberger Schulhause. Julius führte im Lande, wo der Kampf ums Dasein auf und ab wogt, ein bewegtes Leben, war nacheinander Lohgerber, Hausknecht, Heringsfischer, Apotheker u. s. w.; nach vielen Irrfahrten von einem Landsmanne wie tot am Wege gefunden, kehrte er ins Vaterhaus zurück. Er war bald im Dorfe der Held des Tages, eigentlich des Abends, denn am abendlichen Herdfeuer erzählte er den Bauern von seinen Thaten und Erlebnissen in Amerika. Da er, mit reicher Phantasie und treuem Gedächtnisse begabt, Wahrheit und Dichtung wohl zu verbinden verstand, war bald im ganzen

Dorfe niemand volkstümlicher und beliebter als „Mēsters Julius“. Er fand hierauf Kraft und Gelegenheit, sich noch im vorgerückten Mannesalter für den Lehrerberuf vorzubereiten und ist als Lehrer in Brünen verstorben. — Ein kleiner Bruder ist im Bette erstickt und Schwester Antoinette beim Wäschespülen ertrunken. Des spurlos verschwundenen Bruders August ist schon früher Erwähnung gethan. Alle diese Ereignisse erschütterten das Gemüt des Knaben bis auf den Grund; „hätte der Vater den Kopf nicht hoch gehalten, und hätte unsere Mutter nicht die Hände zum Gebet mit uns gefaltet, wir wären unsers Lebens nicht froh geworden.“ Einst im Seminar zu Neuwied sah ich Thränen in den Augen meines Freundes; er saß über Rückerts tief empfundenem Gedichte:

An das gestorbene Schwesterlein.

1. Du bist vergangen, eh ich's gedacht,
Wie eine Blume verblüht über Nacht,
2. Wie eine Blume über Nacht verblüht,
Auf die umsonst der Frühtau sprüht.
3. Es sprüht umsonst der frühe Tau,
Wie auf dich meine Thräne lau.
4. Es sprühn meine Thränen lau auf dich,
Und du bist nicht erwacht für mich!
5. Und du bist nicht für mich erwacht,
Meine Blume, verblüht über Nacht.

Mit vier Jahren war Albert in die Schule gekommen. Als er einst recht unnütz gewesen, trug ihn die Mutter auf ihren Armen in die Schulstube, wo er anfangs zuhörte, in die Schulbücher anderer Kinder sah und dabei Backobst aß, das die mitleidige Mutter ihm in die Tasche gesteckt hatte. 4½ Jahre alt, konnte er lesen, was seinen ältesten Bruder Wilhelm erstaunen ließ, als er ihn bei einem Ferienbesuche die Zeitung lesen sah. In der einklassigen Schule des Vaters

gab es keinen Stundenplan, keine Versäumnislisten, keinen Lehrplan, kein Aufsatzheft. Jeden Morgen mußten sämtliche Abteilungen nach verschiedenen Tafeln aufgeschriebene Beispiele im Kopfe lösen, wobei der schnellste und sicherste Rechner ein Lob erhielt; dem Religionsunterrichte wurden wöchentlich nur zwei Stunden nach der biblischen Geschichte von Hübener gewidmet; nur wenige und einzelne Liederverse wurden eingeübt; Katechismusunterricht, Bibellesen und Spruchmemorieren kannte man nicht. Außer auf Kopf- und Tafelrechnen wurde auf die Anfertigung von Geschäftsaufsätzen: Rechnungen, Quittungen, Schuldscheinen, Reversen u. s. w. großes Gewicht gelegt. Die Rechtschreibung wurde nach gedruckten Tabellen gelehrt, in deren Text absichtlich Fehler eingedruckt waren, die der Schüler verbessern mußte. Preußische Geschichte übte man nach Handbüchelchen, in welchen der Lehrstoff in 52 Lektionen eingeteilt war. Wöchentlich wurde eine Lektion wörtlich auswendig gelernt; ebenso wurden Tabellen zur Weltgeschichte mit Jahreszahlen und kurzen Anmerkungen der wichtigsten Begebenheiten behandelt. An Wiederholungen war kein Mangel. Schon mit dem elften Lebensjahre hatte Albert Hechtenberg das Ziel der einklassigen Dorfschule völlig erreicht, und der Vater erteilte ihm im Französischen, im Lateinischen, Klavierspielen und in der Geometrie Privatunterricht, soweit seine eigenen geringen Kenntnisse auf diesen Gebieten es erlaubten. — In den vierziger Jahren wurden die niederrheinischen Schulen von dem Regierungs-Präsidenten von Spiegel in Düsseldorf häufig besucht; dabei erntete Hechtenberg stets das größte Lob, ja einmal rief der Präsident im Zorne in einer benachbarten mehrklassigen Schule aus, die Lehrer möchten in die Schule nach Ringenberg gehen; dort wüßten die Schüler mehr, als hier die Lehrer! — Der Konfirmandenunterricht befriedigte Albert sehr wenig. Der Pfarrer verstand nicht, zu der

Kinder Herzen zu reden, und auch seine Schwestern, die alte und die junge Mamsell, waren nicht beliebt. Da die Konfirmanden zuerst in der Kochstube der Pfarre Unterricht hatten, so versuchte oft einer der Jungen seine Künste in wenig angenehmer Weise an dem kochenden Topfe. Das bewog den Pfarrer, die Schulstube aus der Küche in ein anderes Zimmer zu verlegen, das die Kinder aber selbst heizen mußten.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Albert Hechtenbergs klarer Blick, sein gesundes Urteil, oft mit schalkhafter, ja beißender Satire gewürzt, sein unbeugsamer Wille, sein nie rastender Fleiß und seine unermüdliche Schaffenslust, seine herzliche Fröhlichkeit, sein Sinn für treue Freundschaft und gemütliche Geselligkeit — sein Leben beweist die Wahrheit des Dichterwortes:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann. —: alle diese

Eigenschaften sind des Vaters geistiges Erbe.

Liebe zur Häuslichkeit, das Zartgefühl für alles Schickliche und Schöne, aufopfernde Liebe für die Seinen, stetes Streben, Freude um sich zu verbreiten, ungeheuchelte Frömmigkeit als Frucht eines tief religiösen Gemütes, das auch die herrschende rationalistische Denkweise jener Zeit, von der auch der Vater nicht frei war, nicht verflachen konnte — das ist der Mutter geistiges Erbe, deren Ebenbild und Liebling ihr Albert war.

2. Kapitel.

Präparand, Seminarist, Elementarlehrer, Student.

Mein Kind, du bist schon lang der Mutter aus der Wiegen,
Nun hilf dir selbst; wie du dir bettest, wirst du liegen.
Mein Kind, du bist schon lang der Mutter aus der Wiegen,
Die Flügel wuchsen dir, gebrauche sie zum Fliegen.
Mein Kind, du bist schon lang der Mutter aus der Wiegen,
Der kommt nicht auf den Berg, wer nicht hinaufgestiegen.
Mein Kind, du bist schon lang der Mutter aus der Wiegen,
Greif an die Schwierigkeit, so wirst du sie besiegen.

Rückert, Weisheit des Brahmanen IV, 41.

Freude herrschte im Schulhause zu Ringenberg: Wilhelm, der älteste Sohn, Hauptlehrer in Rheydt, war auf der Hochzeitsreise mit seiner jungen Frau im Elternhause eingekehrt. Er war Witwer, sie Witwe gewesen. Nach neunwöchentlicher Ehe hatte Wilhelm Hechtenberg schon 1855 seine erste schwindsüchtige Frau, eine Tochter des Seminarlehrers Schürmann in Moers, verloren; seine zweite Frau, die noch jetzt an seiner Seite steht, war nur ein Jahr mit dem Dr. Lauffs, einem Arzte in Rheydt, verheiratet. Je seltener die Gäste, je froher die Feste. An der Festtafel baten die Eltern die jungen Eheleute, sie möchten Albert zu sich nehmen, er sei der väterlichen Zucht entwachsen und die Mutter kränklich. Dieser Vorschlag wurde freudig angenommen, und so kam Albert Hechtenberg, 16 Jahre alt, um Neujahr 1858 nach Rheydt, einer Fabrikstadt mit etwa 17000 Einwohnern, am linken Rheinufer gelegen. Die anschwellende Fabrikbevölkerung fand in diesem Mittelpunkte

der rheinischen Baumwollenindustrie Brotherren voll Intelligenz und Opfermut. Sie haben bei ihren Arbeitern nicht allein Zucht und Sitte, sondern auch Zufriedenheit und die feste Überzeugung von der Solidarität der Interessen der Arbeiter und der Arbeitgeber und dadurch ein herzliches Einvernehmen zwischen beiden erhalten. Einer dieser Fabrikanten, der auf seinen Geschäftsreisen Wunstorf regelmäßig besucht, erzählte mir, daß der Hauptlehrer Hechtenberg zur Anbahnung und Erhaltung solch glücklicher socialer Verhältnisse wesentlich beigetragen habe. Albert Hechtenbergs Gesichtskreis, der wegen der Eigenart seines Heimatortes bereits mehr als dörfliche Verhältnisse umspannte, wurde in dem aufstrebenden Gemeinwesen der Stadt Rheydt bedeutend erweitert, und in gewisser Hinsicht sind die hier empfangenen Eindrücke glücklicher Arbeiterverhältnisse für sein ganzes Leben Ausschlag gebend gewesen. — Albert Hechtenberg war für einen Dorfschüler vorzüglich mit Kenntnissen ausgerüstet; sein Wissen war nicht umfangreich, aber sicher. Non multa, sed multum ist Hechtenbergs pädagogischer Grundsatz zeitlebens geblieben. Als ihn ein Examinator fragte: „Und wer hat Sie bisher vorbereitet?" und die Antwort erfolgte: „Mein Vater!" entgegnete jener: „Dann hat Ihr Herr Vater aber brav an Ihnen gearbeitet." Höher als seine Kenntnisse waren seine große Arbeitskraft, seine Arbeitslust, sowie seine Energie, mit eisernem Willen ein gestecktes Ziel zu erreichen, anzuschlagen. Anfänglich hörte Albert auf gesondertem Platze dem Unterrichte seines Bruders in der Oberklasse der Knabenschule zu, auch erhielt er außerhalb der Schulzeit etwas Privatunterricht von demselben. Als der Bruder eines Tages beim Klavierunterrichte ungeduldig wurde und ihm eine Ohrfeige gab, drehte Albert sich auf dem Klavierbocke um und warf ihm einen solch vielsagenden Blick zu, daß dieser der Versuchung, ihn körperlich

zu züchtigen, nicht mehr erlegen ist. Als Präparand hat Albert Hechtenberg das meiste durch eigene Kraft aus Büchern gelernt, sein Bruder gab Anleitung zum Lernen, besprach mit ihm die Arbeiten und kontrollierte dieselben. „Ich habe ihn nie zur Arbeit anzuspornen brauchen," bemerkt der ältere Bruder. Wiewohl der junge Präparand noch kein Hülfslehrerexamen gemacht hatte, wurde er doch von Neujahr bis September 1859 mit der Vertretung des Lehrers einer Mittelklasse in Rheydt betraut. Docendo discimus. Amtlich wird ihm bescheinigt, daß er „einen rühmlichen Fleiß sowohl in seiner Klasse, wie auch zu seiner Weiterbildung gezeigt habe". — Im Hause seines Bruders war Albert ein gar fröhlicher Geselle, der sich bald die Zuneigung seiner ruhigen Schwägerin und der munteren Kinder in seltenem Maße erwarb. Onkel Albert war der Liebling der ganzen Familie. Seine Schwägerin, eine gebildete, edle Frau, die er zeitlebens verehrte, übte auf den Jüngling den wohlthuendsten Einfluß aus. Als ich viele Jahre später das Thema „Anstandslehre in Seminaren" mit Hechtenberg besprach, meinte er: „Die Kinderstube kann unsern Seminaristen ja niemand ersetzen, doch wem sie fehlte, dem wünsche ich wenigstens eine Schwägerin, wie die meine." — Während seiner ersten Lehrthätigkeit traf Albert ein harter Schicksalsschlag: die schon länger kränkelnde Mutter starb. Er war an ihr Krankenlager geeilt, hatte Abschied von ihr genommen, sie segnete ihn, und er vergaß sie nimmer. Als ich ihm 1874 in Neuwied als Kollege begegnete, fragte er mich mit Teilnahme: „Lebt Ihre Mutter noch?" Als ich solches bejahte, rief er aus: „Sie Glücklicher!" Lange noch tönte in mir nachher das „hohe Lied der Mutter" nach:

„Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden,
Nicht allen auf dem Erdenrund ist dieses hohe Glück beschieden."

Am letzten August 1860 bestand Hechtenberg vor der Königlichen Prüfungskommission am Seminar zu Moers mit Auszeichnung das sog. Gehülfenexamen, durch welches er sich die Befähigung erwarb, „in einer Elementarschule unter Aufsicht des Lehrers als Gehülfe zu arbeiten.“ Hierauf nahm er eine Hülfslehrerstelle in Merscheid bei Solingen und sodann in Repelen bei Moers an. Einst erzählte Hechtenberg, wie er hier habe des Abends mit einem jungen Mädchen zusammen die Glocke läuten müssen. Das schöne Kind hatte es auf den schmucken Hülfslehrer abgesehen. Als dieser jedoch alle Anläufe beharrlich abschlug, rächte sich die verschmähte Schöne dadurch, daß sie ihren Glockenstrang festhielt, wenn Hechtenberg auf der andern Seite den Glockenhebel niederzog. So gab's denn ein klägliches Geläute; der Konflikt wurde dadurch gelöst, daß dem Hülfslehrer ein männlicher Glockenläuter beigegeben wurde. Einst war er der Hausfrau behülflich, einen Nagel aus der Wand zu ziehen; dabei rutschte die Kneife ab, und der eine Hebel der Zange fuhr ihm in das Auge. Zeitlebens litt Hechtenberg an dieser Verwundung. — Trotz des kärglichen Gehalts hatte Albert als Hülfslehrer sich ein Guthaben von 100 Thlr. nebst 3 Thlr. 6 Sgr. 3 Pfg. Zinsen bei seinem ältesten Bruder, der seine Kasse verwaltete, erworben. Wer den Heller nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert! Ich habe an meinem Freunde stets bewundert, wie seine Schaffenskraft und sein ihm stets treu bleibendes Glück ihn in den Stand setzten, bei mancherlei Ausgaben stets eine wohl gefüllte Börse zu besitzen, so daß er auf die Frage: „Hast du je Mangel gehabt?“ mit Fug und Recht hätte antworten können: „Herr, nie keinen!“ Es kam ihm allerdings zu statten, daß seine Schwägerin seit seinem Abschiede vom Elternhause seine sämtliche Wäsche und die Ausbesserung seiner Kleidung besorgte.

Wie fleißig Hechtenberg während seiner Wirksamkeit als Hülfslehrer an seiner eigenen Fortbildung gearbeitet hat, erhellt daraus, daß er Michaelis 1861 die Aufnahmeprüfung für das Seminar in Moers mit Auszeichnung bestand. Diese Pflanzstätte der Lehrerbildung erfreute sich einer ehrenvollen, ruhmreichen Tradition; hier begeisterten einst Diesterweg und Zahn strebsame Schüler für den Beruf des Volksschullehrers, hier lernte und lehrte vormals Dörpfeld. Das heiße Bemühen Diesterwegs, „die jungen Leute zu lebendigem Streben anzuregen, in ihnen die Bildung zu begründen, sie mit Liebe zum Amt und zu den Kindern, als Kern der Bildung sittliche religiöse Gesinnungen und Grundsätze hervorzurufen, sie zu Weckern der Volkskraft zu stempeln und vernünftig zu machen“: diese Flamme heiliger Begeisterung für den Beruf eines Lehrerbildners war nicht völlig erloschen. „Die meisten Schüler,“ so berichtet ein Mitschüler Hechtenbergs, „gingen mit dem Bewußtsein aus dem Seminar: es bleibt uns noch viel zu arbeiten übrig.“ Ein leuchtendes Beispiel unermüdlichen Fleißes und treuer Pflichterfüllung gab der seit 20 Jahren erblindete Seminarlehrer Schürmann, an dem alle Seminaristen in Liebe und Verehrung hingen. Er unterrichtete in Rechnen, Raumlehre, Naturlehre, Naturgeschichte und Geographie in beiden Seminarklassen mit gutem Erfolge. Fast täglich ließ er sich von einem Seminaristen zwei Stunden und länger vorlesen, um so mit den neuesten Erscheinungen im Bereich seiner Unterrichtsfächer bekannt zu bleiben. — „Alle Mitseminaristen achteten Hechtenberg,“ wie einer derselben mitteilt, „als einen energischen, pünktlichen, fleißigen und kenntnisreichen Jüngling.“ „Wenn ich nach Moers kam,“ so erzählt der älteste Bruder Wilhelm, „hörte ich seine Tüchtigkeit rühmen, wobei bemerkt wurde, daß er hart an dem festhalte, was er einmal als recht erkannt habe.“ Einen Freundschaftsbund

fürs Leben schloß Hechtenberg während seiner Seminarzeit mit seinem Klassengenossen Karl Thönes. Wenige Monate nach Hechtenberg, auch als Sohn eines Lehrers in Büttringhausen, Kreis Gummersbach, geboren, ist der Lic. th. Dr. Karl Thönes wenig über ein Jahr vor seinem Freunde als Superintendent in Lennep verschieden. Hechtenberg konnte den schmerzlichen Verlust seines Busenfreundes nicht verwinden; die ihm näher standen, hörten ihn oft seufzen: „Mein armer Thönes!“

Nach Vollendung des zweijährigen Seminarkursus bestand Hechtenberg Ende August 1863 die Abgangsprüfung mit Nummer Eins. Sein Entlassungszeugnis vermeldet: „Sein Verhalten war den Gesetzen und Ordnungen der Anstalt entsprechend, sein Betragen gegen Vorgesetzte und Mitzöglinge zufriedenstellend. Mit regem, angestrengtem Fleiße und sehr gutem Erfolge hat er sich seine Vorbildung zum Elementarlehramte angelegen sein lassen, und bei dem ernsten Streben, das ihn beseelt, steht zu erwarten, daß er sich zu einem tüchtigen, treuen und geschickten Lehrer ausbilden und mit gesegnetem Erfolge in einem ihm gewordenen Lehramte wirken werde.“ —

Nach seinem Abgange vom Seminare übernahm Hechtenberg die Vertretung seines ältesten Bruders in Rheydt, welcher sich zu seiner Ausbildung in der französischen Sprache auf ein halbes Jahr nach Paris begab. Der Unterricht in einer gefüllten Knabenoberklasse gab dem jungen Lehrer vollauf zu thun, und oftmals hat er, wie er mir später gestand, die Wahrheit des Wortes an sich erfahren:

„Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, das kann man nicht gebrauchen.“

Nichtsdestoweniger störten solche Erfahrungen die heitere Laune des jungen Knabenlehrers keineswegs; seine Schwägerin konnte vielmehr an ihren Gemahl nach Paris schreiben:

„Mache dir keine Sorgen um mich und die Kinder; Albert unterhält uns aufs beste. Beim Essen kommen wir nicht aus dem Lachen heraus, und namentlich die Kinder lachen mehr als selbst bei dir.“ Von Hechtenbergs Kaltblütigkeit und Schlagfertigkeit zeugt folgender Vorfall aus jener Zeit: Ein großer und starker Schlächtermeister, der als brutaler Mensch stadtbekannt war, kam zur Mittagszeit ins Schulhaus, um sich über die Behandlung seines Sohnes zu beschweren. Hechtenberg stand vom Mittagstische auf und ging zu dem Schlächter in den Hausgang hinaus. Als der Mann sich immer lauter gebärdete, begab sich die Schwägerin, besorgt, der Grobian könne handgreiflich werden, gleichfalls auf den Hausgang. Hier sah sie, daß der Schlächter in höchster Aufregung die Fäuste vor Hechtenbergs Gesichte ballte. Dieser blieb völlig ruhig, sprach kein Wort, verzog keine Miene. Als schließlich der Schlächter ausrief: „Ich kann nicht begreifen, wie man einen so unausgewachsenen jungen Menschen in der Oberklasse anstellen konnte!“ erwiderte Hechtenberg ruhig: „Ich begreife das auch nicht; die Schulbehörde hat vergessen, Sie erst um Ihre Meinung zu fragen; künftighin wird sie das gewiß nachholen.“ Verduzt brummte der Schlächter davon. —

Der Präses des Schulvorstandes in Rheydt, Pfarrer Balke, bezeugt Hechtenberg nach dessen halbjähriger Wirksamkeit in Rheydt, daß er sich in der schwierigen Aufgabe an der ersten Klasse in jeder Weise tüchtig bewährt und sich die Zufriedenheit, Liebe und Achtung der Schulgemeinde und seiner Vorgesetzten erworben habe. Sein Lebenswandel sei in kirchlicher und sittlicher Rücksicht seinem Berufe entsprechend gewesen, und die von ihm erzielten Resultate ehrten seinen Fleiß und seine Befähigung zum Lehramte.

Am 23. Mai 1864 übernahm Hechtenberg provisorisch eine Elementarlehrerstelle an der Realschule 1. Ordnung in

Elberfeld. Die Leitung dieser Schule lag damals in den Händen des tüchtigen Direktors Dr. Schacht. Bei seiner Einführung legte ihm der Direktor im Anschluß an das Schriftwort: „Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht und fragest nach niemand" seine neuen Pflichten ans Herz. Dr. Schacht leitete Hechtenberg an, den Unterricht praktisch zu erteilen, wenig vorzutragen, vielmehr die Schüler durch Fragen möglichst anzuregen. Die geforderte Unterrichtsweise entsprach Hechtenbergs Individualität durchaus, und bald war er einer der beliebtesten Elementarlehrer in Elberfeld. Nach einer Lehrthätigkeit von 3 Jahren und 7 Monaten bezeugt ihm sein Direktor, daß er sein Amt mit Pflichttreue und sehr gutem Lehrgeschick verwaltet habe; Frische, Kürze, sowie überhaupt pädagogischer Takt hätten sein Lehrverfahren ausgezeichnet, so daß die Erfolge seines Unterrichts sehr gut genannt werden könnten. —

1864, in dem ersten Jahre seiner Lehrthätigkeit in Elberfeld, verlor Hechtenberg seinen Vater. Dieser war seit dem Tode seiner Frau fortwährend krank gewesen; ein quälender Husten, die Folge einer schweren Erkältung, die er sich beim Kartoffelhacken zugezogen hatte, war der Vorbote seines Todes. Auf dem Friedhofe zu Ringenberg, der die Kirche umgiebt, haben sie mitten vor dem Ausgange des Gotteshauses den braven Lehrer und treusorgenden Vater begraben. — Vom 18. Oktober, dem Jahrestage von Leipzig, bis zum 1. Dezember 1864 genügte Hechtenberg bei der zweiten Compagnie des 57. Infanterieregiments seiner sechswöchentlichen Militärpflicht; im Herbste des folgenden Jahres erwarb er sich das Zeugnis Nr. 1 in der Wiederholungsprüfung am Seminare zu Moers. — Angeregt durch seinen Bruder Wilhelm und seinen Freund Thönes faßte Hechtenberg den Entschluß, sich auf die Maturitäts-

prüfung vorzubereiten. Bei einem alten Oberlehrer nahm er griechischen und lateinischen Unterricht, in den übrigen Unterrichtsgegenständen des Gymnasiums bereitete er sich selbst vor. Wer zu beurteilen vermag, was es heißt, in vorgerücktem Alter aus eigener Kraft in Monaten sich erarbeiten, was gewöhnlich in ebenso vielen Semestern mühsam erreicht wird, der wird der Energie und der Begabung Hechtenbergs die schuldige Anerkennung nicht versagen können. — Am 24. August 1867 bestand Hechtenberg als Externer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln die Abiturientenprüfung mit gutem Erfolge. Der Schlußsatz seines Reifezeugnisses lautet: „Die Prüfungskommission (Landfermann, Dr. O. Jäger u. s. w.) entläßt ihn unter dem Ausdruck der Befriedigung über den bei der Prüfung zu Tage getretenen erfreulichen Stand seiner Kenntnisse und den Fleiß, den er unter erschwerenden Verhältnissen unverkennbar auf deren Erwerbung verwendet hat."

Am 5. November 1867, dem Gedenktage von Roßbach, wurde Hechtenberg bei der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn immatrikuliert. Sein Freund Thönes hatte schon vier Semester Theologie studiert, zwei in Bonn und zwei in Göttingen, wo Professor Albrecht Ritschl nachhaltig auf den wißbegierigen Studenten einwirkte. Thönes kehrte nach Bonn zurück, und so vereinte gemeinsames Studium die Freunde abermals.

Selten wohl ist ein Abiturient innerlich so gefestet und so zielbewußt zur Universität gekommen wie Albert Hechtenberg. Ist ihm auch der Rat des hochbegabten, kenntnisreichen und besonders für alles Systematische beanlagten Thönes nützlich gewesen, so war es doch zumeist der eigne klare Blick, der ihn die rechten Wege für seinen Studiengang finden lehrte und ihn vor manchen Schwankungen und Irrgängen bewahrte, denen Theologen leicht

anheim fallen. Da er für das Hebräische kein Zeugnis besaß, so eignete er sich zunächst die dazu nötigen Kenntnisse an. Das geschah fast spielend, und glänzend bestand er am 21. Februar 1868 das vorgeschriebene Examen bei dem Konsistorialrat Professor D. Krafft.

Hechtenberg beschränkte sein Studium nicht auf die theologischen Disciplinen; er hörte auch mit Vorliebe philosophische und historische Vorlesungen. Vor allem aber benutzte er fleißig die ihm zu Gebote stehenden Bibliotheken und das akademische Lesezimmer. Tifteleien gab er sich niemals hin, rasch wußte er das Wesentliche sich anzueignen. Galt es eine Arbeit zu verfassen, so fand er bald den Plan, den er, ohne viel in Büchern zu suchen, ausführte. Es konnte nicht ausbleiben, daß der talentvolle Student mit seiner jugendfrischen Männlichkeit die Augen seiner akademischen Lehrer auf sich zog. So durfte er den Professoren der Theologie Joh. Pet. Lange, Krafft, Hundeshagen, Kamphausen, Christlieb und dem Philosophen Jürgen Bona Meyer näher treten. Als am 3. August 1869 zum ersten Male die Hohenzollern-Stipendien im Betrage von je 100 Thalern ausgeteilt wurden, und der Vortragende bei der Feier des Geburtstages des Stifters der Universität, Königs Friedrich Wilhelms III., in der Aula die Namen derjenigen Studierenden ausrief, welchen eine solche Ehrengabe zuerkannt worden war, hörten seine Freunde bei der evangelischen theologischen Fakultät den Namen: Albert Hechtenberg. Früher als manchem anderen Studenten wurde ihm die Auszeichnung zu teil, daß ihm die evangelisch-theologische Fakultät eine Stelle im evangelisch-theologischen Stift gewährte, welches damals in einem Hause unmittelbar am alten Zoll, auf dem das Standbild Ernst Moritz Arndts steht, untergebracht war. Wie oft hat Hechtenbergs Auge von diesem herrlichen Punkte hinübergeschaut über den sagen-

umwobenen mächtigen Rheinstrom zu dem in feiner Linienschönheit vom Horizonte sich abhebenden Siebengebirge! Wie manchen lauen Sommerabend hat er dort zu den Füßen des alten Arndt in fröhlichem und anregendem Gespräch mit Freunden verbracht! Inspektor des Stifts war damals der Privatdocent Lic. th. Rudolf Baxmann, ein Mann von reicher und gründlicher Gelehrsamkeit, von edlem Charakter und lauterer Frömmigkeit. Da er aber überaus nachsichtig und fast schüchtern war, so nahmen es manche Stiftsbewohner mit der Hausordnung nicht allzu genau. Hechtenberg hat es nie an rücksichtsvollem und ehrerbietigem Verhalten dem Inspektor gegenüber fehlen lassen; dieser fand einen gewissen Halt an dem männlichen Charakter seines Stiftsgenossen und erschloß mit besonderer Freude vor ihm den Reichtum seines Gemüts und seines Wissens. Von Thönes kann dasselbe gesagt werden. In besonders nahe Beziehung trat Hechtenberg zu dem Professor der Philosophie Jürgen Bona Meyer. Dieser war Ostern 1868 nach Bonn berufen worden, und Hechtenberg gehörte zu seinen ersten Zuhörern. Professor Meyer führte eine für seine Zuhörer bedeutsame Neuerung ein. Er setzte jede Woche eine Stunde fest für Disputationen über die gehörten Vorlesungen, oder auch über andere philosophische Gegenstände. Hier zeichnete sich Hechtenberg, der offenbar dialektisch beanlagt war, besonders aus, infolgedessen er nicht nur seinem Lehrer persönlich nahe trat, sondern auch öfter in dessen gastliches Haus aufgenommen wurde. In späteren Jahren gedachte Professor Meyer noch gern der Zeit, wo Hechtenberg zu seinen Schülern gehörte, und nannte sie die schönste Zeit seines akademischen Lehrerberufs.

Wenn auch Hechtenberg seine Hauptkraft auf das Studium der Theologie verwandte, so versäumte er doch nicht die von einer Hochschule so reichlich gebotene Gelegenheit,

seine allgemeine Bildung zu erweitern und zu befestigen. Bisher des Englischen unkundig, lernte er durch den Verkehr mit Engländern bald, sich in jener Sprache fließend zu unterhalten. Unter anderem hat ihn der englische Historiker Carlyle ganz besonders gefesselt. Diese markige Persönlichkeit war ein Mann für Hechtenberg. Es war überaus ergötzlich zu hören, wenn er im Freundeskreise Carlyles Schilderung der derben Kraftgestalt des Königs Friedrich Wilhelm I. zum besten gab. So sehr fesselte ihn die Darstellung Carlyles, daß er noch in späteren Jahren einen großen Teil derselben wörtlich citieren konnte. Der verderblichen Sucht mancher Naturwissenschaftler, unerwiesene Hypothesen als erwiesene Thatsachen vor einer urteilsunfähigen Zuhörerschaft aufzustellen, trat er öffentlich und in Freundeskreisen erfolgreich entgegen, wozu sein Scharfsinn und die ihm eigene beißende Ironie ihn vollauf befähigten. So hörte er einst in einem unentgeltlichen Kolleg einen Docenten das Princip der Anpassung an einer amerikanischen Bärenart erläutern, die wegen ihrer Neigung, Berge hinanzulaufen, kurze Vorderbeine erhalten habe. Hechtenberg bat bescheiden um nähere Auskunft, denn seiner Meinung nach müßten solche Bären von den Bergen durch die Luft zurückkehren, denn sonst würden die Hinterbeine beim Hinablaufen ebenso viel gekürzt werden, wie die Vorderbeine beim Hinauflaufen. Der Herr Docent soll die erbetene Auskunft schuldig geblieben sein. —

Da Hechtenberg die Kosten des Universitätsstudiums nicht aus eigenen Mitteln bestreiten konnte, sondern auf fremde Beihilfe angewiesen war, so war er darauf bedacht, sich durch Unterrichten Einnahmen zu verschaffen. Das gelang ihm auch gar bald, da man erkannte, daß er vermöge seiner Seminarbildung und seines pädagogischen Geschickes zur Unterrichtserteilung besonders befähigt war. So hat er an der von dem Direktor Dr. Rostegarn geleiteten Real-

schule in manchen Fächern unterrichtet, am Bonner Gymnasium für den erkrankten Inspektor Baxmann Religionsunterricht erteilt und sogar an dem Töchterpensionat und der höheren Mädchenschule des Fräulein von Kreyfeld einige Stunden gegeben.

War Hechtenbergs Universitätszeit auch nicht völlig sorgenfrei, so war er doch ein fröhlicher Student. Er trat, als er nach Bonn kam, sofort der christlichen Studentenverbindung Wingolf bei, in der sein Freund Thönes damals eine Rolle spielte. Diese im Jahre 1841 in Bonn entstandene und von Ernst Moritz Arndt oft besuchte und geförderte Verbindung hat sich im Laufe eines Zeitraums von etwa 40 Jahren über fast alle evangelische Hochschulen Deutschlands verbreitet. Gehören zu den Mitgliedern dieser Verbindungen auch überwiegend evangelische Theologen, so fehlen doch in der Regel Studierende anderer Fakultäten nicht. Die Wingolfsverbindungen stehen alle miteinander im Kartell und feiern alle zwei Jahre ein gemeinsames Fest auf der Wartburg. Der Bonner Wingolf hat den Ruhm, sich von theologischen Princip-Streitigkeiten, durch die andere Wingolfsverbindungen mehr als einmal erregt und gefährdet worden sind, frei gehalten zu haben. Denn in Bonn blieb man sich der Wahrheit bewußt, daß Studenten vor allem Werdemenschen sein sollen, die in den höchsten und tiefsten Fragen des Glaubens nicht abzusprechen haben. Dagegen wurde die Pflege einer gesunden Frömmigkeit, wie sie im evangelischen Hause und in der evangelischen Gemeinde leben soll, ernstlich angestrebt. Daß Hechtenberg sich einem Kreise strebsamer, auf religiös-sittlichem Lebensgrunde stehender Jünglinge gern anschloß, ist begreiflich. Es mag ihm als einem Älteren, bei seinem bereits männlich ausgereiften Charakter allerdings nicht immer leicht geworden sein, sich in die studentischen Formen der Unterordnung zu

fügen, aber er hat bald erfahren, wieviel er einem solchen Gemeinschaftsleben zu verdanken habe. Sicherlich hat der Wingolf auf die Entwicklung seines Charakters einen heilsamen Einfluß ausgeübt, namentlich hat er eine gewisse Herbigkeit seines Wesens einigermaßen gemildert. Andrerseits ist er seinen Verbindungsbrüdern durch seine Frische, seine geistige Regsamkeit und durch die Lauterkeit seines Charakters auch viel gewesen. Wie hell klang sein Lachen und wie fröhlich kam manch lustiges und komisches Lied von seinen Lippen auf den Kneipabenden! Wie ergötzlich klang es, wenn er in Kley's Garten am Rhein beim Kaffee zwischen 2—3 Uhr nachmittags seine zum Teil vom Vater ererbten Schnurren und Anekdoten, oder Selbsterlebtes zum besten gab, z. B. wie die Fremden, welche die Gedenktafel, die an seiner Wohnung dem Gartenkünstler Lenné zu Ehren angebracht war, voll Ehrfurcht zu ihm aufschauten, meinend, dort habe der große Linné gewohnt. Wie köstlich und wie unverwüstlich waren sein Humor und Witz auf den Ausflügen zu den rheinischen Burgen und Bergen! Wie haben dann oft die jüngeren Kommilitonen bewundernd und begeistert zu ihm aufgeblickt! Dennoch haben seine Kommilitonen sich nicht gerade freundschaftlich an ihn angeschlossen. Er war dafür ihnen in seiner ausgebildeten Männlichkeit zu sehr voraus. Nur einmal hat er innige Freundschaft gehabt mit einem jüngeren Verbindungsbruder, der von Haus aus eine weiche und etwas schwärmerische Natur war. Offenbar war das Bedürfnis der Ergänzung der tiefere Grund gegenseitiger Anziehung. Freundschaftlich blieb er auch seinen Kommilitonen Thönes und Lappe, jetzt Pastor in Bielefeld, verbunden. Im Herbst 1868 nahm Thönes eine Hauslehrerstelle bei einer Familie von Rath an und verlebte den Winter in Amsterdam, den Sommer am Rhein. Als im Sommer 1869 der Stiftsinspektor Baxmann starb, berief

ihn die Fakultät zu dessen Nachfolger. Er promovierte als Licentiat der Theologie und wurde Privatdocent. Hechtenberg hörte bei ihm die Exegese des Epheserbriefes. Seine Zugehörigkeit zum Wingolf hat Hechtenberg bis an sein Lebensende hochgehalten und möglichst gepflegt.

Am 3. August 1868 feierte die Bonner Universität ein glanzvolles Fest, das Fest ihres 50-jährigen Bestehens. König Wilhelm und die Königin Augusta sahen dem Festzuge von einem Fenster der Universität zu. Der herrliche Kronprinz Friedrich Wilhelm, ehemaliger Bonner Student, bildete den Mittelpunkt des Festes. Wie hat da auch das patriotische Herz Hechtenbergs mitgejubelt.

Hechtenberg stand im Sommer 1870 in seinem sechsten Semester. Schon winkte das erste theologische Examen. Da machte der plötzlich ausbrechende deutsch-französische Krieg einen Strich durch seine Pläne. An einem Juliabend, als der Krieg eine beschlossene Sache war, fehlte Hechtenberg nicht, als die gesamte Bonner Studentenschaft sich auf dem Marktplatze versammelte und in patriotischer Begeisterung die „Wacht am Rhein" und andere Vaterlandslieder sang. Bald darauf wurde er als Reservist zum 28. Infanterie-Regiment (2. Rheinischen) einberufen.

3. Kapitel.

In Frankreich.

Gut und Blut, Herz und Hand,
Alles für das Vaterland.

Vor Metz. Als im Sommer 1870 der König zu den Waffen rief und es hieß: Alldeutschland in Frankreich hinein! vertauschte Hechtenberg den Hörsaal mit dem Exerzierplatze. Er wurde am 22. Juli zum Ersatzbataillon des 28. Infanterieregiments nach Aachen einberufen. Zu Hechtenbergs größtem Bedauern gestattete seine mangelhafte militärische Ausbildung keineswegs — er hatte seit sechs Jahren nicht mit der Waffe geübt — seine Einreihung in das am 25. Juli ausrückende Regiment. So wurde denn zu Aachen beim „Schwamm“, wie der Feldsoldat die Ersatzbataillone benennt, bis Ende August tüchtig „gebimst“, „Griffe gekloppt“ und mit der „Knarre“ Felddienst geübt. Wegen seiner militärischen Strammheit und seiner sittlichen Haltung wurde Hechtenberg bei Vorgesetzten und Kameraden bald beliebt. — Inzwischen hatte das 28. Regiment am 8. August unter den Klängen der Musik und einem markigen Hoch auf den König die französische Grenze überschritten; auf dem Schlachtfelde von Spichern bezog es sein erstes Biwak im Feindeslande. Nach anstrengendem Marsche überschritt das Regiment am Morgen des 17. August bei Arry-Pagny die Mosel und betrat gegen Mittag das Schlachtfeld von Vionville-Mars la tour, auf welchem es biwakierte. Am andern Tage erhielt das Regiment die Feuertaufe; in der

Schlacht bei Gravelotte fügte es neuen Ruhm zum alten; 22 seiner Offiziere und 395 Mann bedeckten tot oder verwundet den Kampfplatz. Zur Ausfüllung der Lücken wurden eiligst die Ersatzmannschaften nachgeschoben, und bereits in der Woche nach der Riesenschlacht stießen 420 Mann, unter ihnen Hechtenberg, nebst 4 Offizieren und 24 Unteroffizieren bei St. Hubert unweit Gravelotte zu der Stammmannschaft. Hechtenberg wurde der 1. Kompanie zugeteilt. Über seine ersten Erlebnisse im Felde berichtet sein braver Kamerad Kleemann, der mit ihm Schulter an Schulter geschritten und gestritten, also:

„Hechtenberg, welcher gegen Mittag (27. August) bei uns ankam und unserer Korporalschaft zugeteilt wurde, blieb den ganzen Nachmittag auf seinem Tornister sitzen und sah sich das Leben und Treiben des Biwaks an. Als ich ihn gegen Abend fragte, ob er denn noch keinen Appetit verspüre, meinte er, ihm sei bei dem Anblick des Kriegslebens der Hunger vergangen. Am andern Tage war Feldgottesdienst, und als es hieß: „Die evangelischen Mannschaften vortreten!" kamen wir beide wieder zusammen. Das 28. Regiment bestand fast ausschließlich aus Katholiken, und wir waren in unserer Korporalschaft die einzigen Evangelischen. Auf dem Wege zum Feldgottesdienste, welcher auf einer Wiese in der Nähe der Schlucht von Gravelotte abgehalten wurde, schlossen wir Freundschaft und dauernde Kameradschaft. Hechtenberg erzählte mir seinen Lebenslauf und bat mich, ich möge mich doch seiner annehmen, da ich den Feldzug bereits von Anfang an mitgemacht habe und mit dem Kochen und dem Leben und Treiben des Feldlagers vertraut sei. Ich willigte ein, und nach dem Gottesdienste ging es frisch an die Zubereitung unsers Mittagsmahls, das aus Erbswurstsuppe bestand. Hechtenberg wies ich an, fürs Feuer und langsames Kochen des Feldkessels, worin ich die Erbs-

wurst bereits angesetzt hatte, zu sorgen. Während der Kochzeit wollte ich sehen, ob in der Nähe Kartoffeln für das Abendbrot aufzutreiben seien. Als ich wiederkam, fand ich Hechtenberg bleich und verstört am Feuer sitzen; der ganze Inhalt unsers Kochkessels hing an den Außenwänden. Er erzählte mir ganz traurig, daß „das Zeug im Kessel" sich bis zum Rande gehoben habe, und damit es wieder hinuntergehen sollte, habe er etwas Wasser dazu geschüttet, worauf die ganze Masse herausgesprungen sei. Bekanntlich hatte die Erbswurstsuppe diese Eigenschaft. Ich tröstete ihn, und frisch ging es an eine neue Zubereitung, bei der ich zugegen blieb und ihm den Betrieb des Kochens zeigte. Sein Gesicht erheiterte sich erst wieder, nachdem wir beide den Kochkessel zur Freude unsers Magens bis auf den Boden seines Inhalts entleert hatten. — Am andern Tage bat mich Hechtenberg, des Kochamtes doch weiter zu walten, da er das Heranholen von Wasser und Lebensmitteln besorgen wolle. Hierbei hatte er mehr Glück, denn häufig kam er an, vor Freude strahlend, die erwünschte Beute schon aus der Ferne in die Höhe hebend, wenn er ein Brot für vieles Geld vom Marketender gekauft, oder von seinen früheren Kommilitonen, von welchen viele ins Sanitätscorps eingetreten waren, Zucker, Chokolade, Zeitungen und sonstige Liebesgaben empfangen hatte."

Bis in den Anfang des September hinein hielt das 28. Regiment in der Nähe des Schlachtfeldes von Gravelotte die Wacht vor Metz; man baute Laubhütten, doch Sturm und Regen drangen durch das luftige Dach; die Verpflegung war gut, jeder Soldat trank täglich seinen Rotwein, dennoch nahm die Zahl der Kranken bedenklich zu. Doch ein Sonnenblick aus düstern Wolken genügte, und die gute Laune der braven Rheinländer war wiederhergestellt. Als der Divisionskommandeur am 3. September persönlich

die Kunde von dem glänzenden Siege bei Sedan überbrachte, brach heller Jubel im Biwak der Achtundzwanziger aus. Am 5. September bezogen sie bei Ars sur Moselle, südwestlich von Metz, das verlassene Hüttenlager des 73. Regiments und marschierten am folgenden Tage nach dem südlicher gelegenen Ancy sur Moselle. Seit dem 8. August das erste Quartier! Schon am folgenden Tage, am 7. September 10 Uhr morgens, setzte das Regiment nach dem rechten Moselufer hinüber und bezog die Vorposten nordöstlich von Jouy aux Arches. „Hier lag ich," so erzählt Herr Kleemann, „in einem zum Teil zerstörten, verlassenen Hause auf einem Strohlager mit Hechtenberg zusammen, und oftmals denke ich noch an die angenehmen Stunden, welche er mir durch Vorlesung der Zeitungen und Briefe aus der Heimat bereitete." Große Freude weckte in Hechtenberg der Besuch seines Bruders Wilhelm aus Rheydt, der beim Überbringen von Liebesgaben nach Sedan und Metz Ende September und Anfangs Oktober seinen Bruder Albert auf Vorposten aufsuchte. Nach Überwindung von mancherlei Schwierigkeiten war er bis zur Lagerstätte angekommen und rief seines Bruders Namen in der Dämmerung. Als dieser, völlig angekleidet, aus einem Strohhaufen hervorkroch, kaum einem Menschen ähnlich sehend, wurde der ältere Bruder von diesem Anblick so gerührt, daß er in Thränen ausbrach. „Was fehlt dir?" rief munter und froh der brave Achtundzwanziger, und als Wilhelm erwiderte, daß es ihn so aufrege, ihn unter Stroh, auf von Granaten durchfurchter Erde nahe vor dem Feinde zu finden, meinte Albert, an die Gefahr gewöhne man sich bald, eine gute Tasse Kaffee werde ihm wohl thun. Ein großer Stein war bald zur Stelle, gebrannte Kaffeebohnen that man in ein Taschentuch und zerschlug sie mittelst des Knaufes des Seitengewehrs auf jenem Steine. Inzwischen brodelte schon das Wasser im Feldkessel,

und bald saßen die beiden Brüder wohlgemut neben eingeladenen Kameraden bei einer dampfenden Tasse herrlich mundenden Mokkas, welche in der That die vorhergesagte Wirkung hervorrief.

Am Nachmittag des 1. Oktobers marschierte das Regiment gegen Westen und biwakierte bei Mécleuves, das 1. Bataillon bezog andern Tags Quartiere in Courcelles sur Nied. So lag nun das Regiment dem Fort Queuleu gegenüber. Niemand hätte damals geahnt, daß diese Feste und das Regiment selbst dereinst den Namen des gefeierten Führers des 8. Corps „von Goeben" tragen würden!

Als am Morgen des 5. Oktobers das 1. Bataillon die Füsiliere auf der Feldwache bei Mercy le Haut ablösen wollte, fanden sie dieselben in einem lebhaften Gefechte mit einer französischen Kompanie, die sich im dichten Nebel herangeschlichen hatte. Mit vereinten Kräften wurde der Feind schnell zurückgewiesen. Andern Tags wurde das 1. Bataillon von der Festung her fortwährend unter Feuer genommen, ohne Verluste zu erleiden. Am folgenden Tage, am 7. Oktober, griffen die Franzosen die 3. Kompanie heftig an; gerade begann das Gefecht, als die 1. Kompanie, zu welcher Hechtenberg zählte, herbeieilte und die Franzosen zum Rückzuge nötigte.

Am 8. Oktober rückte das 1. Bataillon nach Sorbey ins Quartier. Zur Übernahme der 1. Kompanie, welche vorübergehend der Premier-Lieutenant Naumann führte, nachdem der bei Gravelotte verwundete Hauptmann Roos zum Major befördert war, wurde der Hauptmann Linz vom Ersatz ins Feld berufen. Am 14. Oktober wurde das Quartier des 1. Bataillons nach Pontoy verlegt. Hinter Metz zeigte sich am Abend dieses Tages ein selten schönes Nordlicht; blutrote Lichtstrahlen schossen nach allen Richtungen in zerrissenes dunkles Gewölk hinein, und trübe Ahnungen erfüllten die Gemüter

der Dorfbewohner über das nahe Schicksal der Stadt und des eingeschlossenen Heeres. Bei Jury traf endlich am 28. Oktober die Kunde von der Kapitulation der Festung Metz bei den Achtundzwanzigern ein, und die Wogen der Begeisterung gingen hoch. Den Musketieren des 28. Regiments wurde die Ehre zu teil, Fort Queuleu zu besetzen.

„In gehobener Stimmung," so berichtet Hechtenbergs Kamerad Kleemann, „zogen wir auf Queuleu zu. Bei Grigy ritt unser Oberst von Rosenzweig die Front entlang und ermahnte die Mannschaften, sich beim Einzuge in das Fort ruhig zu verhalten und die Besiegten nicht zu verhöhnen. Schweigend näherten wir uns dem Fort, welches so oft seine eisernen Grüße uns übersandt hatte und nun schweigend in Wolken gehüllt vor uns lag. Vor dem Fort stand die französische Besatzung nach Regimentern geordnet, schweigend, ohne Waffen. Es erscholl das Kommando: Tritt gefaßt! und stramm marschierten wir mit fliegenden Fahnen durch die Reihen der düster dareinschauenden Franzosen. Kein Spiel wurde gerührt, auf dem Kasernenhofe wurde Halt gemacht. Der Oberst und ein Major pflanzten die beiden Bataillonsfahnen auf dem Walle des Forts auf, General von Strubberg ließ präsentieren und sprach dann entblößten Hauptes: Im Namen Seiner Majestät des Königs ergreife ich Besitz von dem französischen Fort Queuleu! Wie jubelte Hechtenbergs Herz, als am Abend unsere Regimentsmusik die feierlichen Klänge „Nun danket alle Gott" und „Heil dir im Siegerkranz" ertönen ließ! Nachdem wir in den Kasernen des Forts übernachtet hatten, wurden wir für die folgenden Tage zum Gefangenentransporte kommandiert. Am 4. November marschierten wir von Fort St. Privat aus mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel durch das Thor Serpenoise in Metz hinein, von dessen Mauern die deutschen Banner stolz im Winde wehten. Das 1. Bataillon, welches

die Wachen stellte, kam in den Markthallen unter. Unsere Freizeit benutzten Hechtenberg und ich zur Besichtigung der Hauptstadt Lothringens. Metz glich einem großen Feldlager; französische Offiziere, Tausende von Rekonvalescenten der armée du Rhin schlenderten in buntem Gemisch mit deutschen Soldaten in den Straßen der Stadt umher. Gardekavallerie in langen, blutroten und schneeweißen Mänteln, Gardezuaven mit rotem Fez, weiten, roten Hosen und blauen Jacken mit reicher, gelber Stickerei, berittene Feldgensdarme mit blitzenden Ringkragen gaben dem Leben und Treiben in Metz ein malerisches Aussehen. Während des fünftägigen Aufenthaltes in Metz erholten sich Offiziere und Mannschaften von den Strapazen und Entbehrungen der Einschließung, und manche deutsche Kehle that nach dem Worte: „Ein echter deutscher Mann kann keinen Franzmann leiden, doch seine Weine trinkt er gern.“

Von Metz nach Amiens. Neue Heere hatte Frankreich im Norden und Süden des belagerten Paris durch Massenaufgebote zusammengerafft, um durch Entsatz der Hauptstadt eine glückliche Wendung des Krieges herbeizuführen. Das 28. Regiment erhielt die Aufgabe, im Verbande mit der 1. Armee unter General von Manteuffel den im Norden sich sammelnden Feind zu bekämpfen. Früh morgens am 9. November rückte das Regiment aus Metz und überschritt vormittags das Schlachtfeld von Gravelotte. Zahlreiche Grabhügel mit einfachen Holzkreuzen verziert, auf denen noch preußische Helme und französische Käppis hingen, bezeichneten die Ruhestätte der Gefallenen des 18. August. Oberst von Rosenzweig kommandierte „Halt“ und versammelte seine drei Bataillone um sich zu einer kurzen, kernigen Ansprache zum Gedächtnis der gefallenen Regimentskameraden. Dann zogen die ergreifenden Klänge des Chorals: Jesus, meine Zuversicht über die frischen

Soldatengräber dahin, während die Soldaten entblößten Hauptes der gefallenen Kameraden im Gebete gedachten. Abends bekamen die Musketiere in Conflans[1]) Quartiere, wo Hechtenberg seiner Kenntnis der französischen Sprache wegen zum Quartiermacher ernannt wurde. Die Marschroute der Achtundzwanziger führte durch die Argonnen und die Champagne-Pouilleuse (d. i. Lausechampagne, ein Name, der wenig Gutes verhieß). Schon am 11. November stellte sich Schnee ein, und ein eisiger Wind ließ die Strapazen eines Winterfeldzuges ahnen. Das Unwetter verdarb Hechtenberg die gute Laune keineswegs; im heiteren Gespräche mit den nächsten Kameraden schritt er tapfer vorwärts; drückte „der Affe" gar zu sehr, wollten die Beine erlahmen, so that ein kräftiges Scherzwort oder ein Soldatenlied aus voller Brust nie versagende Dienste. „Hechtenberg war von Natur," so berichtet sein Kamerad Kleemann, „schwächlich, er hat jedoch alle Strapazen des Feldzuges mit großer Ausdauer, willig, mutig und tapfer ertragen. Er war stolz, Feldsoldat zu sein." Am 17. November sah man links am Wege die alte Krönungsstadt Reims, und am 21. gelangte man in die Gegend von Soissons. Hechtenberg nahm hier Gelegenheit, auf dem betretenen historischen Boden seinen Landsleuten die Bilder vergangener ruhmreicher Tage des Regiments lebendig vor die Seele zu stellen. Wie horchten die Rheinländer, wenn er ihnen erzählte, auf das links gelegene Villers Coterêts zeigend, wie zehn Tage nach Waterloo die Achtundzwanziger unter General von Pirch französische Garde in der Nacht überfielen und zwölf Geschütze erbeuteten, oder auf das rechts gelegene Laon deutend, wie die Achtundzwanziger

---

[1]) In den Tagen vom 9.—25. November bezog das 1. Bataillon Nachtquartiere in Conflans, Meaucourt, Brabant, Verry, Ville sur Tourbe, Ste. Marie à Py, Beine, Bourgogne, Ventelay, Braine, Cuffies, Attichy, Thourotte, Gournay sur Aronde, Mondidier.

im Juli und August 1815 jene Feste belagerten und bezwangen. Unweit Soissons wäre Hechtenberg samt seinem Kameraden Kleemann nahezu seinem Wagemute zum Opfer gefallen. Dieser erzählt darüber folgendes: „Wir lagen dicht gedrängt auf einem Gehöfte zusammen. Bei solcher Überfüllung waren die Lebensmittel bald verzehrt, und wir waren auf Requisition in der Nachbarschaft angewiesen. Am bewaldeten Berghange erblickten Hechtenberg und ich ein Häuschen, welches augenscheinlich von Einquartierung verschont geblieben war. Dem Verbote zuwider schlichen wir dorthin und erhielten von den sehr freundlichen Bewohnern des Häuschens Lebensmittel in Hülle und Fülle. Auch erlaubte uns der Hauswirt, bei ihm die Nacht in zwei reinlichen Betten zu verbringen; für uns eine unwiderstehliche Lockung, denn seit Wochen hatten wir nicht mehr in Betten geschlafen! Nachdem wir heimlich zur Truppe zurückgekehrt waren, schlichen wir bei anbrechender Dunkelheit zu dem Waldhäuschen zurück, wo wir bald einschliefen, nachdem wir den freundlichen Wirt gebeten hatten, uns um fünf Uhr morgens zu wecken. Unser Wohlthäter schien ein Förster und Landmesser zu sein, was wir daraus schlossen, daß in seiner Stube zahlreiche Vermessungsinstrumente standen. Rechtzeitig weckte uns am andern Morgen unser Quartiergeber, der gar nicht geschlafen hatte. Wir fanden Kaffee und Brot; und während wir uns erquickten, erzählte der freundliche Förster dem Kameraden Hechtenberg, daß in der Nacht Franktireure an seinem Gartenthor sich nach dem Lager der Preußen erkundigt hätten. Wie froh waren wir, als wir wohlbehalten bei unsern Kameraden wieder angelangt waren und niemand unser Fortlaufen entdeckt hatte. Unser Abenteuer hat uns zur Lehre gedient." — Zwei Tage später kreuzten die Achtundzwanziger bei Thourotte die große Straße Valenciennes-Paris, auf welcher im Dezember 1808 das Regiment

als französisches 1. großherzoglich bergisches Infanterie-Regiment von Düsseldorf aus nach Spanien zog, um für den korsischen Eroberer zu bluten. — 17 Tage nach dem Ausmarsche von Metz, am 25. November, traf das Regiment bei Mondidier in der Picardie ein. Die braven Rheinländer hatten in 15 Marschtagen, an 2 Tagen war geruht, ungefähr 375 Kilometer zurückgelegt. Der 26. sollte ein Ruhetag sein, allein es mehrten sich die Anzeichen eines nahe bevorstehenden Kampfes. Das 1. Bataillon wurde zur Bedeckung des Oberkommandos befohlen und stellte in Mondidier die Stadtwache. Am Morgen des 26. rückte die Bedeckung mit dem Oberkommando gegen Amiens, wo der Feind sich sammelte, vor bis Pelissier. Trübe und nebelig zog der 27. November, der Tag der Schlacht von Amiens, herauf. Als das 1. Bataillon mit dem Gepäck des Oberkommandos durch einen kleinen Wald zog, wurde es aus dem Gehölz lebhaft beschossen. Das Bataillon schwärmte aus, und bald waren die Feinde aufgespürt. Drei derselben sprangen, nachdem sie ihre Waffen weggeworfen hatten, in einen nahen Torfteich, aus dem sie bald herausgefischt wurden. Das Bataillon kehrte mit fünf Gefangenen zur Bagage zurück, gab die Franzosen an nachfolgende Truppen ab und setzte seinen Marsch nach Thennes fort. Nördlich von diesem Orte hielt mit seinem Stabe General von Manteuffel. Er erkannte, daß zwischen dem linken (1. Corps) und dem rechten Flügel (8. Corps) seiner Truppen eine drei Kilometer lange Lücke dem Feinde ein günstiges Angriffsziel bot. Major von Koppelow, der das 1. Bataillon befehligte, erhielt die Ordre, vorzugehen. Er rückte in den Schluchtenweg zwischen Thésy und Gentelles und stellte die 1., 2. und 3. Kompanie am Höhenrande ins Treffen und die 4. Kompanie mit sonstigen Truppen in die Reserve und ließ auf das Gehölz feuern. Lebhaft erwiderten die Franzosen. Der Bataillons-

kommandeur, der zu Pferde in der Schützenlinie hielt, erhielt einen Schuß in den Oberschenkel. Er wollte sich die stark blutende Wunde nicht verbinden lassen; dringend vom Adjutanten gebeten, willigte er endlich ein, erschien aber sofort wieder, um die Feuerleitung zu übernehmen. Plötzlich gingen die Franzosen mit zehn Kompanien zum Angriff vor; allein vor den ruhigen, wohlgezielten Salven der braven Achtundzwanziger mußten sie sich mit Verlust zurückziehen. Um dem Feinde den wichtigen Luce-Übergang zu verwehren, wurde das 1. Bataillon beordert, die Brücken bei Thennes zu besetzen. Es kam hier nur zu unbedeutendem Geplänkel. Am Abend lagerte sich das brave 8. Corps auf dem erkämpften Schlachtfelde. Am andern Tage, am 28. November, zog von Goeben mit Teilen seiner siegreichen Truppen in Amiens ein; der Feind hatte sich eiligst nach Norden auf Arras zurückgezogen. Tags darauf marschierte das 1. Bataillon der Achtundzwanziger unter klingendem Spiel in Amiens ein; Hechtenberg stand Posten vor dem Oberkommando. Am letzten Tage des November war Ruhetag.

Von Amiens nach Rouen und zurück. Fern im Osten von Paris hatte General Briand ein Corps von 22 000 Mann zum Entsatze von Paris zusammengebracht; das 1. und das 8. Corps sollten diese Truppen bekämpfen und zerstreuen. Am 1. Dezember fand das 1. Bataillon auf dem Marsche nach der Normandie in Frémontiers[1]) Nachtquartier. Der Winter war ins Land gekommen und ein eisiger Südwest wehte den in langen Marschkolonnen vorwärts strebenden Achtundzwanzigern die wirbelnden Schneeflocken entgegen. Am 3. Dezember wurde St. Michel d'Halescourt erreicht. Hechtenberg und Kleemann bekamen

---

[1]) Das Bataillon bezog Quartiere bis zum 10. Dezember in Grandvilliers, St. Michel, Argueil, Darnetal, Pont de l'Arche, Elboeuf, Maromme.

Quartier bei einer armen Weberfamilie; anfangs scheu zurückhaltend, wurden die Webersleute durch Hechtenbergs freundlichen Zuspruch so umgestimmt, daß sie den beiden Prussiens sogar ihr einziges Bett auslieferten und für sich ein Lager zwischen den Webstühlen bereiteten. Bereits am 7. Dezember marschierte das Regiment durch Rouen, welches in einer reizenden, hügeligen Landschaft liegt, an der Bildsäule der Jungfrau von Orleans vorbei. Das Füsilierbataillon vermißte seit dem 4. die unter Führung des Zahlmeisters Becker stehende Bagage, der bei einem raschen Aufbruch der Marschbefehl nicht zugegangen war. Wie staunten die Achtundzwanziger, als sie beim Einmarsch in Rouen vom Zahlmeister Becker begrüßt wurden, der bereits tags zuvor ohne Bedeckung in Rouen eingefahren war und selbständig für das Regiment Quartier gemacht hatte!

Inzwischen war die Nachricht eingetroffen, daß die französische Nordarmee unter General Faidherbe sich wieder gesammelt habe und im Vormarsch auf Amiens begriffen sei. Während nun das 1. Corps seine Operationen gegen die französische Ostarmee unter Goebens Beihülfe fortsetzte, wurde dem 8. Corps der Befehl, den Rückmarsch anzutreten, um Faidherbes zurückzuweisen.

Der strengen Kälte war regnerisches Tauwetter gefolgt. Die Wege waren mit Schlamm bedeckt, mit durchweichtem Schuhzeug und durchnäßter Bekleidung bewegte sich die Marschkolonne in voller Kriegsbepackung nur mühsam auf dem sumpfigen Boden vorwärts. Der Rückmarsch des 8. Corps[1]) und der Vormarsch der Nordarmee wurden von der lebhaften Phantasie der Bewohner der Normandie als untrügliche Vorboten eines günstigen Umschwungs des Kriegs-

[1]) Auf dem Rückmarsche von Rouen nach Amiens berührte das 1. Bataillon zwischen dem 11. und 21. Dezember: Cailly, Serqueux, St. Arnoult, Viefvillers, Breteuil, Mondidier, Pierrepont, Rosières.

glückes gedeutet. An den Straßenecken der Ortschaften, durch welche die Achtundzwanziger zogen, bemerkte man prahlerische Siegesbotschaften der Nordarmee, und oftmals murmelte ein französischer Bauer in Zipfelmütze, weiten blauen Beinkleidern und Holzschuhen, von seiner Hausthür aus den Vorbeimarsch der preußischen Soldaten betrachtend: Ces pauvres prussiens vont tous mourir! Das 8. Corps traf die Franzosen zwei Tage vor Weihnachten in dem Winkel zwischen Somme und Hallue; die breite Somme deckte gegen Süden, und das steile Ostufer der Hallue bot eine vorzügliche Brustwehr gegen den Angriff von Westen. Die deutschen Kriegsherren beschlossen den Angriff; helle Begeisterung erfüllte die Rheinländer, als sie ihren Corpsführer, den vielgeliebten General von Goeben, wieder an ihrer Spitze sahen, nachdem er eiligst von seinem Vorstoß gegen le Havre zu seinem Corps zurückgekehrt war. „Nun kann's nicht fehl gehen!" raunte ein Soldat dem andern zu. Am 23. und 24. Dezember fand ein zweitägiger Kampf an der Hallue statt. Am ersten Kampftage stritten das 2. und 3. Bataillon bei Pont Noyelles und Querrieux gegen französische Übermacht; siegreich drangen sie über die Hallue vor, Hechtenberg stand bei dem 1. Bataillon an diesem Tage in Reserve, am Abend bezog das ganze Regiment Alarmquartier in Pont Noyelles; zwischen steif gefrornen Leichen, die noch auf der Dorfstraße lagen, verbrachte die Mannschaft eine unruhige Nacht. Schon um 4 Uhr morgens wurde alarmiert; in kurzer Zeit stand alles kampfbereit, doch der Feind kam nicht. Bei anbrechender Morgendämmerung sah man, daß die Franzosen die nahen kahlen Höhen dicht besetzt hatten. Es war bitter kalt bei heftigem Nordost; mit dem Gewehr im Arm tänzelten die Franzosen vor den Augen der Achtundzwanziger auf und ab. Um 3½ Uhr nachmittags zogen die Rothosen sich in den Schutz der Nordfestungen zurück, worauf

das Regiment wieder in Pont Noyelles Quartier bezog. Der Zauber des heiligen Abends ergriff bald die Gemüter der Soldaten. Hechtenberg stimmte in seinem Quartiere mit seiner hellen Stimme ein Weihnachtslied an, die Kameraden fielen ein und bald ertönten aus allen Häusern die Klänge der bekannten deutschen Weihnachtslieder; durch die Fenster des nahen Schlosses Querrieux, wo von Goeben mit seinem Stabe wohnte, strahlten die Lichter eines mächtigen Weihnachtsbaumes. Da der Lieutenant Charisius in der vorhergehenden Nacht auf Feldwache vier französische Wagen mit Kognak, Rotwein und Brot erbeutet hatte, konnten bei dampfendem Grog und Glühwein Offiziere und Mannschaften der Lieben in der Heimat gedenken.

Verfolgung des Feindes und die Tage von Sapignies und Bapaume. Am ersten Weihnachtstage trat General von Goeben die Verfolgung des Feindes an. Gegen Abend erreichte das 1. Bataillon Albert und wurde am zweiten Weihnachtstage bis Sapignies vorgeschoben, von wo aus bis zum Neujahrstage Streifzüge unternommen wurden. Am 2. Januar wurden die Achtundzwanziger plötzlich alarmiert, südlich Ervillers waren die Franzosen bereits ausgeschwärmt, Hechtenbergs Bataillon sollte Behagnies besetzen; es war unmöglich; das Bataillon nahm deshalb eine vorbereitete Verteidigungsstellung bei Sapignies westlich der Straße am Dorfrande ein. Vier französische Batterien eröffneten das Feuer, aus Behagnies versuchten die Franzosen, wiederholt vorzudringen; jedesmal wurden sie von den Achtundzwanzigern zurückgetrieben. Ein französisches Gebirgsgeschütz ging im Trabe vor; die Bedienungsmannschaften und die Bespannung wurden zusammengeschossen, so daß die Kanone verlassen stehen blieb. Nahe bei Hechtenberg erhielt der Musketier Esser einen Schuß in den Handballen. In strammer Haltung bat er seinen Zugführer, zum Verbinden

austreten zu dürfen. Lazarettgehülfe Schnelting, der sich fortwährend in der Schützenlinie aufhielt, verband ihn sofort, bis auch diesen eine feindliche Kugel erreichte. Mit zäher Ausdauer hielt das 1. Bataillon den mit Ungestüm vordringenden Feind zurück, bis ihm das im Eilmarsch anrückende 2. Bataillon die ersehnte Hülfe brachte. Wohl wirkte das Feuer dieser Hülfstruppe, die nach und nach durch die Füsiliere verstärkt wurde, dennoch gelang es dem siebenfach überlegenen Feinde, die rechte Flanke der Achtundzwanziger zu überflügeln. Da gelangten bald nach Mittag im scharfen Trabe von Bapaume her zwei Batterien des 8. Artillerie-Regiments an; mit lautem Hurra begrüßt, fuhren sie zwischen der 6. und 8. Kompanie auf und feuerten unablässig in die bedrohlich vordringenden feindlichen Massen. Plötzlich avancieren zwei Bataillone feindliche Marine-Füsiliere; sie kamen auf 300 Schritt heran. In diesem Augenblick stürzt Graf Pourtalés mit zwei Zügen der Königs-Husaren unter lautem Hurra auf den Feind; dieser stutzt, läuft zurück, gerät in wilde Verwirrung. Der verworrene Knäuel drängt sich vor die Feuerfront der Achtundzwanziger, die sie mit Salven empfangen. Selbst die Offiziere greifen zum Gewehr, fast jeder Schuß war ein Treffer. Es ertönte das Signal: Das Ganze avancieren! Die Fahne hoch, Gewehr zum Sturme rechts! so traten die Achtundzwanziger mit schlagenden Tambours zum Bajonettangriff an. In dem nahen Dorfe Behagnies suchte der Feind seinen Stützpunkt. Ungezügeltes Feuer empfing die stürmenden Achtundzwanziger; diese dringen ins Dorf ein und kämpfen wie Löwen mit Kolben und Bajonett. Mittags zwei Uhr war Behagnies im Besitz der Achtundzwanziger. Zehn Kompanien des 28. Regiments hatten mit 10 Geschützen und 50 Husaren eine ganze Division zurückgeschlagen. Der Nordrand des Dorfes Behagnies wurde besetzt, ein nochmaliger

Angriff wurde bald zurückgewiesen; am Abend bezogen die Helden von Sapignies Alarmquartiere in Bapaume.

Der Morgen der Schlacht bei Bapaume, der 3. Januar, graute, feindliche Artillerie fuhr in der Höhe von Sapignies auf, die unsere empfing sie mit Granaten. Das 1. Bataillon der Achtundzwanziger sollte unsere Artillerie decken. Der Bataillonsführer Hauptmann Wilsky, bei Sapignies schwer verwundet, zog dennoch mit verbundenem Kopfe seinen Musketieren mutig voran, General von Strubberg sandte ihn zurück, Hauptmann Linz übernahm das 1. Bataillon, Sekondelieutenant Werner die 1. Kompanie. Diese legte sich an der Straße nach Arras vor dem Städtchen Bapaume flach in den Schnee, von den feindlichen Kanonen beschossen. Jetzt trat auch von Sapignies her französische Infanterie ins Gefecht. Schwer waren die Verluste der Hechtenbergschen Kompanie, der Führer Lieutenant Werner, der einzige Offizier der Kompanie, sank schwer getroffen in den Schnee; aus dem mörderischen Feuer führte ihn sein braver Bursche Weidenbrück. Feldwebel Mixa übernahm die Kompanie. Das 1. Bataillon der Achtundzwanziger erhielt samt einem Bataillon Achtundsechziger, die zusammen die Angriffe der Division Payen bisher abgeschlagen hatten, den Befehl, auf Bapaume zurückzugehen. Kaum hatten sich die Bataillone erhoben, als die braven Krieger mit einem Hagel von Geschossen überschüttet wurden. Verwundet brechen mehrere Offiziere zusammen, die Reihen der Mannschaften lichten sich. Feldwebel Mixa, von drei Kugeln getroffen, sinkt mit zerschmettertem Bein zusammen, Fähnrich Kolbe übernimmt die 1. Kompanie. Bald stand das ganze Regiment südöstlich von Bapaume auf dem Windmühlenberge; der nachrückende Feind besetzte die Vorstadt dieses Städtchens. General von Goeben hatte unterdes die Dörfer Tilloy und Ligny südwestlich von Bapaume mit Jägern besetzt, gegen die sich

nunmehr der Feind entwickelte. Der kommandierende General erschien jetzt selbst bei den Achtundzwanzigern und den übrigen Mannschaften der 30. Brigade. Ein jubelndes Hurra empfing ihn überall; der Ruf erscholl: Jetzt geht's wieder vorwärts! Sichtlich von dem felsenfesten Vertrauen seiner Rheinländer ergriffen, winkte der General dankend mit der Hand. Mit der ihm eigenen Ruhe und Kürze bezeichnete von Goeben Tilloy als den Ort, der unbedingt festzuhalten sei. Den Jägern waren Tilloy und Ligny inzwischen entrissen worden. Tilloy wurde von unserer Artillerie beschossen; dann brachen die Sturmkolonnen, darunter die Füsiliere der Achtundzwanziger, auf die bei beginnender Dunkelheit schon in Flammen stehenden beiden Dörfer los, der Feind wurde auf die Straße Bapaume-Albert zurückgeworfen: so wurde Bapaume gegen fünffache Übermacht behauptet; unser war der Sieg. Die Achtundzwanziger hatten an den beiden Schlachttagen 17 Offiziere und 238 Mann verloren, die 1. Kompanie betrauerte den weitaus größten Verlust.

An der Somme, Rechtsabmarsch nach St. Quentin. Am 4. Januar überschritt das 28. Regiment bei Feuillères die Somme, das 1. Bataillon besetzte Fay. Am 5. war Ruhetag, am 6. erreichte man Cappy an der Somme, um hierauf mehrere Tage in Bray zu verweilen. Am 7. übernahm General von Goeben den Oberbefehl über die gesamte Nordarmee. Am 9. kapitulierte Péronne. Am 15. tauchte der Feind wieder vor der Front bei Cappy auf, doch verschwand er bald wieder. Am 16. wurde das 1. Bataillon in Chuignolles einquartiert. Bereits am 11. war der tapfere Faidherbe in Bapaume eingezogen; er besuchte die Lazarette und dankte den deutschen Ärzten für die gute Behandlung französischer Verwundeter. So sah auch Hechtenbergs Feldwebel Mixa, dem man ein Bein amputiert hatte und den

das eiserne Kreuz erster Klasse schmückte, den genialen Führer der französischen Nordarmee. Faidherbe gedachte dem General Goeben durch einen schleunigen Linksabmarsch über St. Quentin auf Paris die Verbindungen abzuschneiden. Darum beschloß der deutsche Feldherr, durch einen Rechtsabmarsch den Franzosen zuvorzukommen. So kam Hechtenbergs Bataillon am 17. nach Fresnes, am 18. überschritt es bei Brie die Somme. Bei Tertry stieß man auf das 22. französische Corps, gegen dessen Nachhut man ein siegreiches Gefecht bestand. In Coulaincourt lag das 1. Bataillon in der Nacht vor der denkwürdigen Schlacht bei St. Quentin.

Am 19. Januar stellte der französische Oberbefehlshaber seine beiden Corps im Bogen um St. Quentin auf. General Goeben befahl den Angriff. Um 11 Uhr morgens wurden die Musketiere des 28. Regiments bei Roupy, südwestlich von St. Quentin, in Reserve gestellt. Da erhielt Major von Koppelow seinen Befehl, mit den Musketieren an der Hamerstraße vorzurücken und den Feind aus einem Pachthofe zu vertreiben. Dieser wurde mit Sturm genommen; das 1. Bataillon verfolgte den Feind bis auf die Höhe, welche vor dem Dorfe L'Epine de Dallon liegt; der Feind setzte sich in diesem Orte. Wiederum stürmte das 1. Bataillon, zahlreiche Gefangene fielen in die Hände der deutschen Sieger. Da schlug eine feindliche Granate nahe bei der Fahnensektion des 1. Bataillons ein und überschüttete sie mit einem Hagel von Sprengstücken. Der Fahnenträger, Sergeant Eienkuß, gewahrte, daß das Fahnentuch von Granatsplittern zerfetzt war. Auch die Fahnensektion des 2. Bataillons stand im Dorfe hinter einer Gartenmauer. Eine französische Granate durchschlug die Mauer und zersprang vor der Sektion. Verwundet brach der Fahnenträger, Sergeant Voigt, zusammen, die Fahne entsank seiner Hand. Über dieselbe stürzten zugleich drei Mann: Die Musketiere Hausmann, Höler und

Philipps. Ersterem hatte ein Granatsplitter die Brust aufgerissen; letzteren beiden war das Gehirn zerschmettert, das nebst ihrem Blute das zerrissene Fahnentuch durchtränkte. Major von der Mosel knotete die Überreste des Tuches um die Fahnenstange; der kommandierende General war zu diesem Akte auf die schauerliche Ehrenstätte herangesprengt. — Die Franzosen hatten sich nun im Dorfe Oestre und in einer Meierei, die nördlich davon an der Heerstraße liegt, festgesetzt. Major von Koppelow stürmte die Meierei und besetzte sie; der Feind sperrte Rocourt nahe vor St. Quentin. Es war Abend geworden; um fünf Uhr schritten die braven Achtundzwanziger zum vierten Sturmangriff. Siegreich nahmen sie Rocourt und warfen die Franzosen nach tapferer Gegenwehr hinaus. Die Geschichte des 28. Regiments[1]) erwähnt ausdrücklich Hechtenbergs hier bewiesene Tapferkeit, wenn sie auf S. 245 berichtet: „Ein kurzes, zähes Dorfgefecht folgte dem siegreichen Einbruch, wobei sich namentlich Sekondelieutenant und Adjutant Charisius I . . . Gefreiter Hechtenberg (1.) und Musketier Abels (6.) rühmlich hervorthaten.“ Bei völliger Dunkelheit wälzt sich nun im Siegestaumel eine dichte Masse von Achtundzwanzigern gegen die gesperrte Vorstadt St. Martin. Ein betäubender Lärm von Trommeln, Hornsignalen und Hurrarufen durchbraust die Luft. Der Sturmlauf stockt, Salven krachen den Braven entgegen. Da bricht der Hauptmann Müller mit der 8. Compagnie hervor, eine Kugel trifft ihn ins Bein, er schreitet todesmutig voran, die zähe Ackererde reißt ihm einen Stiefel vom Fuße, er eilt vorwärts, bis eine zweite Kugel seine Brust tödlich durchbohrt; Sergeant Herbst fängt den tapfern Hauptmann in seinen Armen auf und trägt ihn aus dem Feuer. Die 1. Compagnie erhielt bald darauf Befehl, über

---

[1]) Im Auftrage des Regiments von Oberleutnant Neff verfaßt.

St. Martin in St. Quentin einzudringen. Der Feind war im Abzuge begriffen; die tapferen Achtundzwanziger drangen bis auf den Marktplatz von St. Quentin vor. Die französische Nordarmee war vernichtet. Die 1. Compagnie bezog in Gauchy Alarmquartiere.[1]) — Das ist Hechtenbergs letzte Waffenthat, er hatte sich durch dieselbe das eiserne Kreuz erworben; sein Freund Kleemann war durch einen Streifschuß am Kopfe verwundet und kam ins Lazarett. Am 20. Februar wurde Hechtenberg zum Gefreiten befördert, am folgenden Tage heftete ihm sein Hauptmann fern am Ocean eigenhändig das eiserne Kreuz auf die tapfere Brust.

Von St. Quentin bis an die Meeresküste und zurück in die Heimat. General von Goeben beschloß, seinem Heere die vorteilhafte Stellung hinter der Somme wiederzugeben. Die Musketiere waren am Tage nach der Schlacht mit klingendem Spiele in St. Quentin eingerückt und hatten sich auf dem Marktplatze aufgestellt. Welch ein Jubel über den gewonnenen Sieg! Aus tausend Soldatenkehlen durchbrausten unsere Vaterlandslieder unaufhörlich die Stadt: Heil dir im Siegerkranz; Die Wacht am Rhein; Deutschland, Deutschland über alles; Ich bin ein Preuße; Ich hatt' einen Kameraden! Anfangs waren am Markte sämtliche Fensterläden geschlossen, allein nach und nach öffnete sich ein Fenster nach dem andern, und mit Bewunderung blickten die Franzosen auf die singenden Preußen. Bis zum 23. Januar verblieben sie in der Stadt, am 24. gelangte Hechtenbergs Bataillon nach Doingt, am 25. nach Mory. In den folgenden Tagen wurden Kriegssteuern in der Gegend eingetrieben, am 27. Januar marschierten die

[1]) Vom 3. Februar bis 16. März hat die 1. Compagnie folgende Quartiere gehabt: Dreuil les Amiens, Poix, Guillefontaine, Marques, Eu, St. Valéry, Saigneville, St. Valéry, Fontaines, Montières, Amiens.

Musketiere nach Mailly. Hier traf am 29. Januar die Kunde ein, daß ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand abgeschlossen sei. Die Regimenter wurden der besseren Verpflegung wegen auf große Landgebiete verteilt, die Achtundzwanziger zogen in einem großen, nach Norden offenen Bogen bis an die Sommemündung. Bei St. Valéry lag der von seiner Kopfwunde längst geheilte Kamerad Kleemann mit Hechtenberg zusammen in einem kleinen Dorfe im Quartier. Kleemann berichtet darüber: Hechtenberg war der französischen Sprache mächtig und verfolgte genau die Meldungen der deutschen und französischen Zeitungen über den Verlauf des Kampfes. Oftmals disputierte er mit den Quartiergebern über die Veranlassung und die Durchführung des Krieges; meistens konnten die Franzosen die Wahrheit nicht vertragen und sahen den verhaßten Prussien, dessen Namen sie auch nicht so geläufig aussprechen konnten wie den meinigen (Kleemann = Clement), noch ärgerlicher an. Das hat oft heitere Scenen herbeigeführt. Da ich der französischen Sprache nicht mächtig war, mich daher am Redekampfe nicht beteiligen konnte, so wurde ich vorgezogen, und mein Brotbeutel enthielt stets Extrabeilagen, die wir uns natürlich auf dem nächsten Rendezvous-Platze kameradschaftlich teilten. Einst, es war bei St. Valéry, war Hechtenberg jedoch verdrießlich, als beim Abschiede aus einem guten Quartiere die Tochter des Hauses sich überhaupt nicht von ihm verabschieden wollte, während sie mir, wie er gesehen hatte, zuvor ein Küßchen und die Hand gereicht hatte. — Am 8. März wurde über Fontaines der Rückmarsch nach Amiens angetreten, in dessen Nähe man nach zwei angestrengten Tagesmärschen anlangte. Am 13. März fand bei Amiens unter den Augen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm eine glänzende Heerschau über das 8. Armeecorps statt; Preußens vielgeliebter Königssohn sprach den Truppen den Dank seines

königlichen Vaters für ihre ausgezeichnete Tapferkeit aus. Am 16. März rückte das Regiment zu längerem Aufenthalte in Amiens ein; am 22. März wurde der Geburtstag Seiner Majestät in Amiens durch Festgottesdienst, Parade auf dem Boulevard du Mail vor General von Goeben und durch Festlichkeiten mancherlei Art gefeiert. Die Zeit des Waffenstillstandes wurde zu fleißigen Übungen verwandt; auf dem Champ de Cours, wo die heimische Bevölkerung sonst dem Rennsport huldigte, dröhnte jetzt der stramme Schritt der preußischen Bataillone. Hechtenberg benutzte seine Freizeit zu seiner Vorbereitung auf das erste theologische Examen und ließ sich von Koblenz die Themen für die schriftlichen Prüfungsarbeiten übersenden. Bis tief in die Nacht hinein sah man Hechtenberg bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten, bei Exegese, Kirchengeschichte und Dogmatik sitzen. Am 8. Mai wurde er infolge „erfüllter Dienstpflicht" zur Reserve entlassen. Er eilte nach Bonn, wo gerade das Sommersemester begann, und wo er jubelnd von seinen Freunden empfangen wurde.

Auf Seite 10 seines Militärpasses liest man unter „Bemerkungen über Teilnahme an Schlachten und Gefechten," unterschrieben vom Oberst von Rosenzweig:

1870 Feldzug gegen Frankreich.
Cernierung von Metz vom 1. September bis 29. Oktober.
Schlacht bei Amiens 27. November.
Schlacht an der Hallue 23. und 24. Dezember.
Gefecht bei Sapignies 2. Januar.
Schlacht bei Bapaume 3. Januar.
Gefecht bei Fortry Pouilly 18. Januar.
Schlacht bei St. Quentin 19. Januar.

Nicht wahr, lieber Leser, man möchte hinzufügen:

In wie viel Not
Hat nicht der gnädige Gott
Über dir Flügel gebreitet!

4. Kapitel.

Ein Vierteljahrhundert im Dienste der Volksschule.

Wenn wir wohleingerichtete und blühende Kirchen, Staaten und Haushaltungen wünschen, so müssen wir vor allem die Schulen wohl einrichten und erblühen lassen, daß sie wahre und lebendige Werkstätten der Menschen und Saatschulen der Kirchen, Staaten und Haushaltungen seien. So werden wir unser Ziel erreichen, anders nimmermehr.
Amos Comenius.

Vielen unserer braven Soldaten ist es nach ihrer Rückkehr in die Heimat herzlich schwer geworden, statt der gewohnten Kriegswaffen den Pflug, den Hammer oder die Schreibfeder wiederum zu führen, das rauhe Kriegsleben mit der sanften Friedensarbeit zu vertauschen. C'est la guerre. Anders wars bei Hechtenberg. Seit der letzten blutigen Waffenthat bei St. Quentin bestand sein Kriegsdienst vorzugsweise darin, daß er seinem Regimentschef die wichtigsten Nachrichten aus den eingesandten und requirierten deutschen und französischen Zeitungen schnitt, und daß er, wenn während der Friedensverhandlungen die politischen Meinungen auf- und abwogten, manchen klärenden und beschwichtigenden Artikel für französische Tagesblätter schrieb. Das gab bisweilen köstliche Scenen, wenn Hechtenberg in der Exerzierzeit in Amiens auf der Straße spazierte, um Neuigkeiten einzuheimsen. Dann wurde er wohl als sog. „Drückeberger" von Offizieren „herangewunken", aber sofort wieder „abgewunken", wenn man „des Alten Preßbüreau" erkannte.

Daß Hechtenberg neben dieser Thätigkeit noch Muße fand, sich auf das bevorstehende erste theologische Examen im Feindeslande vorzubereiten, ist schon erwähnt. In solcher Weise in Frankreich bereits an geistige Arbeit wieder gewöhnt, konnte er in Bonn sein Studium mit staunenswerter Energie und mit rastlosem Eifer vom Tage der Rückkehr an wieder beginnen. Dennoch war Hechtenbergs freundliches Studierstübchen im theol. Stift im Sommersemester 1871 der Sammelplatz seiner Freunde. Schmerzliche Lücken hatte der Krieg auch in den „Wingolf“ gerissen, aber der Präses der Bonner Wingolfiten war unversehrt und hochgeehrt zurückgekehrt. Wie hing alles an seinem Munde, wenn er aus seinen Kriegserlebnissen eine ergötzliche Erzählung nach der andern zum Besten gab: von dem Curé, bei dem Hechtenberg mit vielen Kameraden ins Quartier gelegt war, der den verhaßten Prüssiens anfänglich selbst die kleinste Kartoffel verweigerte, sich arm wie eine Kirchenmaus stellend. Durch das Wohlverhalten der Mannschaft und durch Hechtenbergs geistige Überlegenheit umgestimmt, ging seine Hochwürden nach und nach zu besserer Behandlung und Verpflegung der Soldaten über, und endlich nötigte er Hechtenberg sogar zu einem Labetrunke guten Weins an den Kamin, dabei in fließendem Kirchenlatein manches heitere Histörchen seinem theologischen Gaste vorplaudernd. — Wie mußten die Kommilitonen lachen, wenn Hechtenberg seiner Hauswirtin in Amiens, Madame de S., nachahmte, die jeden Leutnant des 28. Regiments nach Visage, Gangart, Säbeltracht u. s. w. unvergleichlich schön karikieren konnte, ohne zu verletzen. — Höchst ergötzlich fand man Hechtenbergs Erzählung von dem armen Nagelschmied, bei dem er samt seinen Kameraden einquartiert war. Mann und Frau brachen in lautes Weinen aus, als ein wegen seiner „Findigkeit“ allgemein bekannter Kamerad die in einem Loche unter dem Bette verborgenen Kartoffeln ent-

deckte, hervorholte und zu deren Zubereitung die Hausfrau sehr energisch aufforderte, denn der Hunger war groß. Plötzlich verschwand der rauhe Krieger, den traurigen Quartiergebern ein mitleidiges: Nix pleurer! zurufend; er erschien jedoch bald wieder, gebückt unter einem schweren Sack Kartoffeln einherschreitend, den er bei einem reichen Bauern der Nachbarschaft requiriert hatte. Mit Grazie ließ er die Kartoffeln über seinen Kopf hinweg in der bekannten, bald gefüllten Vorratskammer verschwinden, und lud sodann fröhlichen Herzens die verwundert dareinschauenden Franzosen zu der inzwischen zubereiteten Mahlzeit ein. So lebte man einige Tage im besten Einvernehmen, und der brave „Prussien" sorgte dafür, daß der Kartoffelhaufen dieselbe Höhe behielt. Eines vormittags jedoch, als gerade die dicksten Pellkartoffeln in des Nagelschmieds Kochtopfe dampften, erscholl das Alarmsignal, und im Nu war alles marschfertig. Schmerzlich berührte der Abschied von den dampfenden Pellkartoffeln. Was thun? Der findige Kamerad wußte Rat, er klinkte den rechten Arm durch den Topfhenkel, verständigte durch lebhafte Gesten den Nagelschmied und eilte, von diesem begleitet, auf den Sammelplatz der Compagnie. Vorwärts ging's; im Marsche wanderten die warmen Pellkartoffeln von Hand zu Hand, während der Nagelschmied im tiefen Schnee neben der Marschkolonne, den Topf fortwährend im Auge behaltend, einhertrabte. Als das Gefäß geleert war, warf es der „brave Prussien" dem Franzmann zu unter vielen Grüßen an „Madame".

Aus dem Meer seines Kriegerlebens, aus welchem eine köstliche Erinnerung nach der andern emportauchte, ragten wie zwei erhabene Felsen Hechtenbergs erprobte Königstreue und sein unerschütterliches Vertrauen zu seinem obersten Führer, dem General von Goeben, hervor. „Hechtenberg beseelte glühende Liebe zu seinem Könige und zu seinem

Vaterlande," so schreibt einer seiner Kriegsgefährten, „wie er für beide mutig ins Feuer der Geschütze ging, so verteidigte er König und Vaterland auch mit der Macht seiner feurigen Beredsamkeit gegen alle Verunglimpfungen der Franzosen, unbekümmert darum, daß er den glühenden Haß dieser sanguinischen Rasse auf sich lud." „Mag er seine Haut zum Markte tragen; das Wort „Vorsicht" steht nicht in seinem Lexikon; in seinen Adern rollt schwarz-weißes Blut," urteilte sein Hauptmann über diesen heldenmütigen Patrioten. Bei Bapaume hatte er nach verzweifelter Gegenwehr gegen feindliche Übermacht dem heransprengenden, mit Hurra begrüßten General von Goeben jubelnd auf gut rheinisch mit zugerufen: „Hurra, da kütt der Göven, nu soll'n wir sie schon kriegen!" Als bei der Linksschwenkung auf Rouen das Maß der Strapazen nahezu menschliche Kräfte überstieg, wurde die Zahl der Unzufriedenen größer, und ein Maulheld bat den „Paster" um eine Art Sanktion der bedrohlichen Unzufriedenheit, worauf dieser ruhig erwiderte: „Bis zum Ziele sind noch acht Kilometer; wir müssen hin, denn der Goeben hat's berechnet; nun murrt nur tüchtig weiter, dann wird der Marsch mindestens um zwei Kilometer kürzer." Schweigend ihre letzten Kräfte zusammenraffend, legten die braven Rheinländer den Rest des Weges zurück. Wie trauerte Hechtenbergs Herz, als der große Heerführer so unerwartet am 13. Nov. 1880 in Koblenz seine große Seele ausgehaucht hatte, und wie ergreifend schön schilderte er mir sein Verweilen an dem Grabe des vielgeliebten Generals: „Mitten im Rheinlande, auf dem Friedhofe der Karthause, haben ihn meine Regimentskameraden neben seiner Gattin, inmitten des rheinischen Armeecorps, an dem Ufer des herrlichen Stromes, dessen Anwohner stets mit rückhaltlosem Vertrauen und stolzer Bewunderung zu ihm aufgeschaut haben, zur ewigen Ruhe bestattet. Auf seinem Grabe thront auf

hohem Granitsockel die hehre Gestalt der Siegesgöttin und windet den Lorbeerkranz dem großen Sohne Niedersachsens."

Die Strapazen des Feldzuges waren an Hechtenberg nicht spurlos vorübergegangen. Bei der Dankfeier für die Beendigung des Krieges zog er sich außerdem auf einem Dampfschiffe bei abendlicher Besichtigung der herrlichen Rheinbeleuchtung eine so starke Erkältung und Heiserkeit zu, daß er jahrelang zum Predigen fast unfähig war. Dieser Umstand und seine Vorliebe für den Lehrerberuf haben ihn veranlaßt, auf ein geistliches Amt zu verzichten. Mit gutem Erfolge bestand Hechtenberg im Jahre 1871 die erste theologische Prüfung vor dem Konsistorium in Koblenz.

In Oberlahnstein. Am 1. Oktober 1871 übernahm Hechtenberg eine Lehrerstelle an einem Institute für Ausländer in Oberlahnstein. Da er die französische und englische Sprache beherrschte, so konnte er sich mit einem großen Teile der ausländischen Schüler verständigen; dennoch bereitete ihm der Aufenthalt in dem Institute wenig Freude. Die Anstalt war Internat. In jeder Zimmerecke stand ein Schreibpult. Um störende Unterhaltung zu verhindern, wurden die Bewohner derselben Stube so gewählt, daß nicht zwei dieselbe Muttersprache hatten. So drehte zu Beginn der Arbeitsstunde der Franzose dem Russen, und der Deutsche dem Engländer den Rücken zu, was jedoch meistens nicht verhinderte, daß der Inspicient dem sich balgenden Europa nachdrücklich den Frieden diktieren mußte. Die Mahlzeiten wurden im Speisesaale gemeinschaftlich eingenommen. Der Institutsvorsteher, welcher den Braten verteilte, redete jeden Tischgenossen in stets wiederkehrenden Redewendungen in seiner Muttersprache an: „Herr Kandidat, ist Ihnen Hammelbraten oder Rindsbraten gefällig?" „Ich bitte um Rindsbraten." „Mr. Brown, what will you take?" „I will take a little mutton, please. I like it welldone." „Et vous, monsieur

Duval, que désirez — vous?“ „Un morceau de boeuf“ u. s. f. Hechtenberg meinte später, in diesem internationalen Institute habe er mitten im Vaterlande tief die Wahrheit der Strophe empfunden: Ach, wie trüb ist meinem Sinn, — Wenn ich in der Fremde bin, — Wenn ich fremde Zungen üben, — Fremde Worte brauchen muß, — Die ich nimmermehr kann lieben, — Die nicht klingen wie ein Gruß!

In Werden a. d. Ruhr. Ostern 1872 siedelte Hechtenberg von Oberlahnstein nach Werden a. d. Ruhr über und übernahm dort das Rektorat über eine gehobene Knabenschule. Die ihm anvertraute Schule, an welcher in letzter Zeit manches im Argen gelegen hatte, blühte unter seiner Leitung sichtlich auf. Die Eltern der Schüler zollten dem neuen Rektor hohe Achtung, und bald zogen ihn vornehmere Familien in ihre geselligen Kreise. Anfangs fanden die Knaben ihren Rektor allzu strenge, doch von vornherein erkannte jedermann an, daß in der Schule Gerechtigkeit walte, und daß dem Rektor Parteilichkeit durchaus fern liege. Außerhalb der Schulstunden war der Werdener Rektor seinen Knaben ein lieber Spielgefährte; wie konnte er sich mit ihnen tummeln, wie herzlich konnte er lachen, wenn im Winter die Schneeballen hin- und herflogen, oder wenn auf St. Nikolaus ein großer Mann von süßem Gebäck ihn auf dem Katheder begrüßte! Neben der Schularbeit bereitete Hechtenberg sich im Sommer 1872 auf sein zweites theologisches Examen vor, das er im Herbste dieses Jahres mit „recht gutem Erfolge“ in Koblenz bestand. Ende 1872 befiel ihn ein schweres Halsleiden. Wochenlang mußte er das Zimmer hüten. Sein hohes Pflichtgefühl trieb ihn, seine Klasse abteilungsweise in sein Zimmer zum Unterrichte kommen zu lassen, so daß der Schulbetrieb nicht völlig stockte. — Im Sommer 1873 suchte Hechtenberg in dem Nordseebade Juist Heilung für sein schweres Halsleiden. Diese Insel liegt

zwischen Borkum und Norderney. Von der ostfriesischen Küste über 20 Kilometer entfernt, nach Norden durch hohe und steile Dünenketten vor rauhen Stürmen geschützt, nach Süden allmählich zum Wattenmeere abfallend, erstreckt sich dieses herrliche Eiland bei einer durchschnittlichen Breite von nur 1 Kilometer in einer Länge von 17 Kilometern von Westen nach Osten. Die heilkräftigen Wirkungen des Seeklimas, die Milde und Reinheit der Luft, die Gleichmäßigkeit der Temperatur, die den Stoffwechsel anregenden Luftströmungen bei geschützter Lage der Wohnungen kommen auf Juist in besonderem Maße zur Geltung. Über Hechtenbergs Aufenthalt in diesem Seebade erzählt die Familie Arends, bei der er Wohnung nahm, und die ihn bis heute herzlich verehrt: „Hechtenberg bewohnte die beiden freundlichen Südwestzimmer unsers Hauses; er erholte sich zusehends, so daß er sich nach kurzer Zeit wie neugeboren fühlte. Während er Anfangs seiner Körperschwäche wegen nicht badete, nahm er später Strandbäder, für die damals freilich noch keine besonderen Vorrichtungen (wie Badezelte u. s. w.) getroffen waren. — Mit Vorliebe erzählte er von seinen Kämpfen in Frankreich und den ausgestandenen Beschwerden und Mühseligkeiten und fand stets andächtige Zuhörer. Sofern er nicht seiner Gesundheit halber ruhen oder den Strand aufsuchen mußte, war er unausgesetzt thätig, und Sofa, Tisch und Stühle sah man stets mit einem Haufen Schreibwerk bedeckt. Nach strenger Lebensordnung verbrachte er die Zeit seines Hierseins; er stand sehr zeitig auf, frühstückte und begab sich an den Strand. Gegen Mittag kehrte er zurück, aß im Gasthof Itzen zu Mittag und begann sodann gleich nach Tisch mit seinen Arbeiten, die er durchweg bis an den Abend ausdehnte. Nach dem Abendessen, das er zu Hause einnahm, pflegte er wieder den Strand zu besuchen, auch beschäftigte er sich gern mit den Kleinen, und hierauf saß er bis tief in die

Nacht bei seinen Arbeiten. Weil zu jener Zeit kaum Fremde hier anwesend waren, so war er fast ausschließlich auf sich angewiesen.

Seine Lieblingsbeschäftigung war der Umgang mit Kindern. Viele Anregungen zum Spiel — von jeher waren unsere Friesenkinder sehr arm an Spielen — hat er gegeben; noch heute redet die jüngere Generation davon, wie er sie Blindekuh, Topfschlagen, Haschen und andere Spiele gelehrt habe. Häufig sah man ihn vor dem Hause mitten unter einer Kinderschar sitzen, er erzählte hübsche Geschichten, fragte und belehrte die Kleinen; und Knaben und Mädchen, begeistert von seiner herzgewinnenden Weise, pflegten sich täglich aufs neue einzustellen, um immer wieder seinen Erzählungen zu lauschen.

Als im September der Tag seiner Abreise kam und Hechtenberg sich an Bord des Fährschiffes begab, war auf Juist manches Herz betrübt. Des geringen Wasserstandes halber wurde das Schiff nicht flott, und er war genötigt, wieder an Land zu gehen. In der folgenden Nacht brach ein heftiger Sturm los, und das Wasser überflutete die Gärten der Insulaner. Bei dieser Gelegenheit gab er einen schönen Beweis seiner helfenden Menschenliebe, indem er den Juistern half, die Kartoffeln zu roden, die sonst ein Raub der Salzflut geworden wären. In derselben Flut ging an der Bill, der Westspitze der Insel, ein Schiff mit Holz unter, und als die Insulaner hinauseilten, um den Schiffbrüchigen beizustehen, da sah man ihn unter den Ersten, die Hilfe leisten wollten. Inzwischen hatten die Schiffbrüchigen bereits das Land erreicht. Nachdem kurze Zeit darauf das Wetter sich besänftigt hatte, trat Hechtenberg die Heimreise an."

Des öfteren hat er in treuer Anhänglichkeit seinen ehemaligen Hausleuten Nachrichten zukommen lassen, und noch heute findet man in dem Zimmer, das er einst bewohnte, sein Bild. —

Am 28. November 1873 bestand Hechtenberg in Koblenz die Rektoratsprüfung und gewann dadurch die Befähigung zur Anstellung als Rektor von Mittelschulen oder Höheren Mädchenschulen, sowie als Vorsteher öffentlicher Präparanden-Anstalten. Die eingereichte wissenschaftliche Arbeit behandelte das Thema: „Bedeutung und Methode des Unterrichts in der vaterländischen Litteratur in den Mittelschulen und in den Höheren Mädchenschulen." Mancherlei Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten erwuchsen Hechtenberg aus einer Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und dem Lokalschulinspektor der Stadt Werden über die Leitung der Hechtenberg unterstellten Rektorschule. Die Königliche Regierung zu Düsseldorf entschied diesen Streit zu Ungunsten Hechtenbergs. Dieser hatte bei der soeben erwähnten Rektoratsprüfung dem Schulrat Stiehl seine Bereitwilligkeit zum Eintritt in den Seminardienst erklärt, und infolgedessen wurde Hechtenberg am 1. März 1874 eine ordentliche Lehrerstelle am Schullehrerseminar zu Neuwied übertrageu.

In Neuwied. Auf Veranlassung der Königlichen Regierung zu Düsseldorf erhob man Bedenken, ob Hechtenbergs selbständiger Charakter sich in die notwendige Beamten-Subordination finden werde; allein die anstellende Behörde hat niemals Anlaß gehabt, das in Hechtenberg gesetzte Vertrauen zu bereuen, und so wurde seine interimistisch erfolgte Anstellung nach einigen Monaten in eine definitive verwandelt.

Einige Monate später, im Spätsommer des Jahres 1874, wurde der Schreiber dieser Lebensskizze durch seine Berufung an das Seminar zu Neuwied Hechtenbergs Kollege. Ich war bis dahin Rektor an der gehobenen Schule in Soltau, einem Städtchen in der Lüneburger Heide, gewesen. Der Abschied von der Heimat wurde mir schwer; die melancholische Lüneburger Heide und der frohe Rhein, welch ein Gegensatz! Nicht leicht gewöhnte ich mich an die neue Um-

gebung; ja, wenn ich in der Abenddämmerung mit Hechtenberg am rauschenden Rheine spazieren ging, wenn der Abendsonne Strahlen allmählich auf den Gipfeln des Schiefergebirges erloschen, wenn geheimnisvoll die Dämmerung ihre wogenden Schatten in die Rheinscharte bei Andernach senkte, wenn das Gepoche der Dampfhämmer sich nach und nach den Wiedbach hinauf verlor und der Rheinschiffer träumerisch seinen Kahn heimwärts lenkte, dann lag plötzlich meine liebe braune, weite Heide vor mir, und tiefes Heimweh senkte sich in meine Brust. Wenn ich mich dennoch verhältnismäßig rasch in die neuen Lebensverhältnisse einlebte, so verdanke ich das nicht zum wenigsten dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Seminardirektors Bode und des Kollegen Hechtenberg. Uns drei, Söhne von Volksschullehrern, verband bald gegenseitige Hochachtung und unbedingtes Vertrauen, das nicht ohne segensreichen Einfluß auf unsere Berufsthätigkeit blieb. Hechtenberg war eine Familienwohnung im Seminar überwiesen; er lud mich ein, sie mit ihm gegen eine kaum nennenswerte Entschädigung zu teilen. Wie manche herzerquickende und erhebende Stunde haben wir unter einem Dache verlebt! Hechtenberg liebte die energische, frische und fröhliche Arbeit. „Ich bitte nicht um langes Leben,“ sagte er bisweilen, „aber es ist meines Herzens sehnlichster Wunsch, daß ich sterbe, sobald ich nicht mehr arbeiten kann.“ Hechtenberg, der im Kriege so oft dem Tode ins Angesicht geschaut hatte, wollte den Heldentod des sich im Dienste verzehrenden Arbeiters sterben. Seine Bitte ist erhört; er starb mitten in seiner gesegneten Berufsarbeit: so sinkt die weithin schattende, grünende Eiche, vom Blitzstrahl jäh getroffen, in die blumige, segenverheißende Aue.

In Hechtenbergs Nähe mußte man arbeiten. Wir lasen zusammen Ulfilas' gotische Bibelübersetzung; es wurde mir schwer mit Hechtenberg Schritt zu halten; nach wenigen

Wochen angestrengter Arbeit las er das Gotische ohne erhebliche Schwierigkeit. Gewissenhaft bereitete er sich auf jede Unterrichtsstunde vor; strittige Unterrichtsfragen stellte er abends zur Diskussion. „Jetzt knacken wir wieder Herbartische Nüsse, hernach hole ich auch Äpfel aus dem Keller," so leitete Hechtenberg zuweilen den Redekampf ein, der gewöhnlich abendlich in seiner großen Arbeitsstube ausgefochten wurde. Setzten wir langsam und bedächtig ein, so wuchs das Interesse für die vorliegende Streitfrage bald derartig, daß wir aufstanden und im Gänsemarsch, — Hechtenberg voran, ich hinterdrein — um das in der Mitte des Zimmers frei stehende Schreibpult debattierend trabten, bis die Streitfrage für erledigt galt. Oft leitete Hechtenberg zu Ende unserer Diskussion zum Gesange eines heiteren Volksliedes oder scherzhaften Soldaten- oder Gesellschaftsliedes über. Sein heller Tenor und mein Baß vereinten sich sodann zu einem Duett, das unsern lieben alten Oberlehrer T., der über uns wohnte, meistens zu einer persönlichen Einladung zu einem zwanglosen Besuche in seiner Familie veranlaßte. In derselben verlebten wir oft unter witziger, neckischer Plauderei, die köstlichen Reste des Nachtisches unverfroren vertilgend, das späte Abendstündchen. „Diesen vergnügten Abend hat uns doch wiederum unser Gesang eingebracht," meinte Hechtenberg auf dem Heimgange; er konnte es nicht fassen, daß der gute alte Kollege zumeist seine Äpfel, Trauben und Pfirsiche opferte, um Ruhe vor unserm Bardengesange zu haben.

Von dem Meister in Israel berichtet die heilige Schrift: „Er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten;" ist es erlaubt, Meister und Jünger zu vergleichen, so möchte ich sagen: Hechtenberg unterrichtete mit Kraft und wandelte dabei meistens auf eigenen Bahnen. Er verstand es so meisterhaft eine biblische Geschichte zu erzählen, daß die Einführung in ihr Verständnis schier überflüssig erschien, und

dennoch durchmaß er mit den Seminaristen, stets an deren Lebenserfahrungen anknüpfend, den Lebensstrom des göttlichen Wortes in die Weite, die Breite und die Tiefe. Jesus allein! so steht's auf Hechtenbergs Grabstein; es war der Leitstern für seine christliche Unterweisung. „Ihnen, liebe Seminaristen, ist heute Jesus Christus vor die Augen gemalt," sagte ein Revisor nach Anhörung einer Religionslektion bei Hechtenberg. Die Kunst zu erzählen, die ihm eigen war, feierte ihre Triumphe in dem von ihm erteilten Geschichtsunterrichte; sein klarer, aller Phrase lediger, und doch von Wärme und poetischem Schwunge beseelter Vortrag riß auch die müden und matten Seelen zu inniger Teilnahme und hoher Begeisterung mit sich fort. Der deutsche Sprachunterricht machte dem jungen Seminarlehrer viele Mühe; ausgetretene, alte Wege wollte er nicht gehen, sie führten nicht zum Ziele, und neue, bessere Pfade finden, ist nicht jedermanns Sache. Die Eigenart der Hechtenbergischen Methode bestand auch im Sprachunterrichte darin, daß er es meisterhaft verstand, die Seminaristen zu freudiger, energischer Arbeit zu erziehen. Zu diesem Zwecke forderte er von den Schülern mehr Vorbereitung als Wiederholung. Ein vorher bezeichnetes Lesestück wurde von den Seminaristen unter Anwendung von Kommentaren, Fremdwörterbüchern u. s. w. gründlich durchgearbeitet. Die Qualität dieser Arbeit schätzte Hechtenberg in der folgenden Litteraturstunde nach dem Grade, in welchem die Schüler das Durchgearbeitete mit Verständnis vorlesen oder mündlich und schriftlich unter Hervorhebung der Hauptgedanken wiedergeben konnten. Die unter Hechtenbergs Leitung nunmehr vorgenommene Vertiefung in den Inhalt des Lesestücks und die Festlegung der darin enthaltenen Grundgedanken brachten den Seminaristen meistens zu der Überzeugung: „Von dieser Seite sah ich's nie!" Das Grammatisieren nannte Hechtenberg „leeres

Stroh dreschen"; die Satzanalyse wurde jedoch fleißig gepflegt. Aus den Aufsätzen der Seminaristen verbannte er alle Phrasen, alle saloppen und unbestimmten Ausdrücke. Oftmals wurden über kurz vorher bestimmte Themen aus bekannten Stoffgebieten Redeübungen angestellt. — Neben der Schularbeit fand sich noch Zeit zur Gartenarbeit. Seinen Dienstgarten bestellten wir beide ohne fremde Hilfe; ich staunte über den Reichtum an Trauben und Obst, den wir im folgenden Herbste ernteten. An den Sonntag-Nachmittagen pflegten wir Ausflüge in die herrliche Umgegend Neuwieds zu unter nehmen. Die schönen Rheindampfer führten uns nach Koblenz in die Anlagen am Rhein, nach Andernach in die Römerruinen, nach Bonn in die Abendkneipe der Wingolfiten, in der Hechtenberg stets mit großer Begeisterung empfangen wurde, oder nach Rolandseck an den Fuß des Drachenfelsen. Dort oben schmetterte unter sanfter Harfenbegleitung ein graubärtiger Barde, der einst bessere Tage sah, sein Lied:

Strömt herbei, ihr Völkerscharen,
An des Rheinstroms heil'gen Strand!

in das weite, herrliche Rheinthal hinaus. Entzückend schön pflegten die abendlichen Heimfahrten auf dem Rheindampfer zu sein. Zur Farbenpracht des Landschaftsbildes harmonierte die ausgelassene Fröhlichkeit der Passagiere. Unter diesen erregten die Engländer gewöhnlich die größte Heiterkeit, die sich vergeblich bemühten, „Die Wacht am Rhein" vorzutragen. Unsere Ausflüge wurden auf das Moselthal ausgedehnt; das schöne Schloß Eltz, die einzige wohlerhaltene mittelalterliche Burg am Rhein, wurde mit Herren und Damen eingehend besichtigt. Mehrmals erklommen wir das Koblenz gegenüberliegende Vallendar. Der Wirt, bei dem wir einkehrten, behauptete, daß Alexander von Humboldt den Sitz in seiner Laube, von wo aus man allerdings ein herrliches

Panorama des Rhein- und des Moselthals genießt, für den drittschönsten Ort der Erde erklärt habe. — Zuweilen mußte Hechtenberg erkrankte oder beurlaubte evangelische Prediger der Diaspora im sonntäglichen Gottesdienste vertreten. Er that es gern, und seine Predigten machten einen tiefen Eindruck; die Wanderungen zum und vom Kirchdorfe, die wir gemeinschaftlich machten, gehören zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens. — Am 1. Oktober 1875 wurden „die Unzertrennlichen", wie die Neuwieder Hechtenberg und mich nannten, dennoch getrennt; er wurde nach Neuzelle a. d. Oder, ich nach Wunstorf versetzt.

In Neuzelle a. d. Oder. Seine Übersiedelung nach dem fernen Neuzelle benutzte Hechtenberg zu einer Instruktionsreise, auf welcher er u. a. das neu gegründete Seminar in Wunstorf und das unter Kehrs Leitung stehende Seminar in Halberstadt besuchte. Inzwischen zeigte ich Hechtenberg die Stadt Hannover; er erfreute sich ihrer Schönheit und schied von mir mit den Worten: „Wenn Freunde voneinander gehn, so sagen sie: Auf Wiedersehn!" Hechtensbergs Versetzung an das Seminar zu Neuzelle a. d. Oder war eine Beförderung: er wurde erster Seminarlehrer. Als solcher war er Inspektor der Seminar- und der evangelischen Waisenhausschule, Bibliothekar und Lehrer am Seminar. Bald gelang es ihm, unter den Waisenkindern die rechte Stellung zu gewinnen; er wurde ihr Vertrauter. Fleißig besuchte er den von den Seminaristen erteilten Unterricht, überall belebend und ermunternd einwirkend; in den Pausen war er der traute Spielkollege der Kinder; kleine Geschenke an Obst aus seinem Garten vermehrten die Freundschaft. Zur Obsternte wurden Waisenknaben zu Hülfe genommen; alle durften sich zum Lohne an Obst satt essen; das muntere Klettern und Plaudern der Knaben in den Zweigen der mächtigen Obstbäume erfreute Hechtenbergs

Herz. Als Leiter der Erntearbeit behielt er jeden Buben im Auge, den einen warnend, den andern ermunternd, und alle vertröstete er auf den Kaffee, an dem die Knaben sich statt an der gewohnten Suppe nach geschehener Arbeit laben durften. — Als Lehrer des Deutschen hielt Hechtenberg im Seminar auf ausdrucksvolles Lesen und auf genauen und schönen mündlichen und schriftlichen Ausdruck. Vor geladener größerer Gesellschaft wurden im Seminargarten unter seiner Leitung an patriotischen Festtagen Scenen aus unserer dramatischen Litteratur seitens der Seminaristen aufgeführt. Mit Mühe brachte man die erforderlichen Kostüme zusammen. Im ehemaligen Klostergarten, den viele uralte Waldbäume, darunter amerikanische Nußbäume, zieren, wurde Theater gespielt. Auf den Wällen des Klostergartens war die Bühne; dort schlug man Wallensteins Lager auf, dort ergrünte die felsige Alpenwiese zur Rütli-Scene. Fern hinter dem Bahndamme, der im Hintergrunde das Theater abschloß, sahen die Zuschauer die Masten der Oderschiffe langsam vorbeiziehen, und das Gemurmel des nahen Baches begleitete melodisch die wohl einstudierten Aufführungen der Jünglinge, welche der rauschende Beifall der rings im Kreise unter grünenden Bäumen und Lauben aufmerksam lauschenden Zuhörer sattsam belohnte. Hechtenberg sah in solchen Aufführungen eine große Förderung der Seminaristen in der deutschen Muttersprache, einen Gewinn für ihre Vaterlandsliebe und ein Bindeglied zwischen dem Seminar und seiner Umgebung; auch rühmte er die hohe Befähigung der brandenburgischen Jugend für dramatische Aufführungen. Wiewohl die Disciplin im Seminar nicht leicht zu handhaben war, gelang es Hechtenberg dennoch, durch die Macht seiner Persönlichkeit und durch die eigene strenge Lebensführung sich den nötigen Respekt zu verschaffen; über Widersetzlichkeit hat er sich in seinem ganzen Leben überhaupt nicht beklagen

können. Gerade weil Hechtenberg die Autorität vor die Liebe setzte, wandten sich die Herzen seiner Schüler ihm dauernd zu; wo sich deshalb in späteren Jahren seine Neuzeller Schüler zusammenfanden, da bezeugten sie in Telegrammen oder Zuschriften ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit ihrem früheren geliebten Lehrer bis an dessen Tod. Mit einigen seiner jüngeren Kollegen hielt er wöchentlich einmal ein pädagogisches Kränzchen ab, und mit dem Ortspfarrer und dem Kreisrichter bemühte er sich, die italienische Sprache zu erlernen.

Durch diese Herren veranlaßt, dehnte Hechtenberg seinen Verkehr bis auf die königliche Domäne aus. Hier lernte er seine spätere Lebensgefährtin kennen, Therese Siebigk, Tochter des Geheimen Archivrats S. in Zerbst. Im April 1878 verlobte sich Hechtenberg, und am 2. Oktober dieses Jahres fand in Zerbst die Hochzeit statt. Ein Töchterlein, Gertrud, das am 28. Juli 1879 geboren wurde, erwuchs auf Hechtenbergs Armen; er trug es am Weihnachtsfeste unter den hellleuchtenden Christbaum. Allein der Tod nahm das Kind schon am 25. Februar 1880. Unter Hechtenbergs nachgelassenen Schriften fand ich dieses von seiner Hand geschriebene Gedicht, das sich offenbar auf den frühen Heimgang seines geliebten Kindes bezieht:

Dein Leben war ein Leiden,
Ein langes Weh und Ach,
Und als wir sahn dich scheiden,
Da weinten wir dir nach.

Du Knospe, in Engelsfrieden
Gehüllt, so hoffnungsgrün,
Du solltest uns hienieden
Zur Blume nicht erblühn!

Du brachtest, als du kamest,
Der Hoffnung selig Glück,
Und als du Abschied nahmest,
Blieb uns der Schmerz zurück!

In Hannover. Schweren Herzens schieden Hechtenberg und seine Frau von dem Grabe des einzigen Kindes, um nach dem Abgange des Direktors Heiber von Neuzelle in dem altehrwürdigen Seminar zu Hannover, an der Ecke des sog. Hundemarktes, ein neues Heim zu finden. Unter dem reichbegabten, von ihm hochverehrten Direktor Mahraun, dem jetzigen Leiter des Hamburger Volksschulwesens, entfaltete Hechtenberg an der Seite erfahrener, strebsamer Kollegen eine gesegnete, doch nur kurze Lehrthätigkeit. Den Kunstschätzen der Stadt Hannover wandte Hechtenberg mit seiner Frau ein besonders großes Interesse zu; doch ging ihm Natur über Kunst, fast täglich wurden Herrenhausen und die Eilenriede, ein Wäldchen, das einen Teil der Stadt begrenzt, besucht, und immer neue Schönheiten bot der Wald seinem für die Herrlichkeit der Natur so empfänglichen Herzen. Den Deister und den Harz, dessen höchsten Gipfel man vom Marktturme der Stadt Hannover bei klarem Wetter erblickt, durchwanderte er von Hannover aus mit Bekannten und Verwandten. Es war eine Lust, mit ihm zu wandern! Über jegliche Schwierigkeit und Ermüdung halfen sein Humor, seine interessante Plauderei hinweg; Berg und Thal hallten wieder von seinem fröhlichen Gesange; doppelt schön erschien die Natur unter dem von ihm gewählten Gesichtswinkel, und ein fröhlicher Abend beschloß einen genußreichen Reisetag!

In Alfeld. Der Ernennung Hechtenbergs zum Seminardirektor in Alfeld, welche das Königliche Provinzialschulkollegium zu Hannover auf Vorschlag des Provinzial-Schulrats Spieker schon im Frühling 1881 beabsichtigte, stellten sich unerwartete Schwierigkeiten entgegen. Hechtenberg hatte dem Königlichen Landeskonsistorium in Hannover erklärt, daß er dem lutherischen Zweige der unierten Preußischen Landeskirche angehöre und auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses stehe; das Landeskonsistorium nahm Anstoß an

dem Präsens „gehöre"; es verstand nicht, wie Hechtenberg sich noch als Glied der Union betrachten könne, während doch anzunehmen sei, daß er sich, wenn lutherisches Bekenntnis vorauszusetzen sei, in Hannover als Glied der lutherischen Landeskirche betrachte und sich zu ihr in Wort und Sakrament halte. Hierauf gab Hechtenberg die zweite Erklärung ab, die er der vom Direktor Mahraun s. Z. abgegebenen nachbildete: daß er auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses stehe, wie es seinen Ausdruck in der unveränderten Augustana und im kleinen Katechismus Luthers finde. Er werde sich während seines Aufenthalts in der Provinz Hannover zur lutherischen Landeskirche in Wort und Sakrament halten — sei also insofern ein Glied derselben — unbeschadet seiner inneren Stellung zur Preußischen Union. Das Landeskonsistorium folgerte aus dem „insofern" und „unbeschadet," daß Hechtenberg nicht die richtige Stellung zur hannoverschen Landeskirche einnehme, was um so bedenklicher sei, als ihm Gerüchte zugekommen wären, „daß er zu protestantenvereinlichen Ansichten neige." Letzteres wurde von Hechtenberg sofort energisch dementiert. Die Verhandlungen mit dem Landeskonsistorium wurden dem Herrn Minister eingereicht; am 13. Juli 1881 erfolgte Hechtenbergs Ernennung zum Seminardirektor in Alfeld. Der bisherige Direktor Dr. Schumann, dessen Name in der ganzen deutschen Lehrerschaft einen guten Klang hat, war als Regierungs- und Schulrat nach Trier versetzt worden.

Nach seinem Weggange — April 1881 —, der von Schülern wie Lehrern schmerzlich bedauert wurde, blieb das Alfelder Seminar ein halbes Jahr hindurch ohne Direktor. Der damalige erste Lehrer, Guden, führte die Geschäfte. Während der Sommerferien reiste Hechtenberg mit seiner Frau nach Alfeld, um sich die Stadt und vor allem das Seminar anzusehen, und im August stellte er sich dem Kol-

legium als dessen neuer Direktor vor. „Ich glaube, es war an einem Mittwochnachmittag", so erzählt sein Freund und Mitarbeiter, Seminarlehrer Heinze in Alfeld, „als er mich besuchte. Ich saß in meinem Studierzimmer eifrig bei der Arbeit. Da wurde kurz und bestimmt an meine Thür geklopft, und in mein Zimmer trat Hechtenberg. In seinem festen, zusammengenommenen, aber doch freundlichen Wesen machte er einen günstigen Eindruck auf mich, und als er, auf das nahe Verhältnis eingehend, in dem ich zu Schumann als dessen alter Schüler gestanden hatte, sich nach meinem verehrten Lehrer und Meister erkundigte, ihn nach seinem Werte und seiner Bedeutung verständnisvoll würdigte, da hatte er mein Vertrauen gewonnen."

Zu Beginn des Winterhalbjahres 1881 wurde Hechtenberg von dem nunmehr verstorbenen Geheimrat Spieker in sein neues Amt eingeführt. In sinniger Weise wies dieser auf das eiserne Kreuz auf des einzuführenden Direktors Brust hin und knüpfte daran die Zuversicht, daß derselbe so treu wie in der Schlacht auch auf dem Katheder seinem Könige dienen würde.

Aus Hechtenbergs nun folgender herrlichen Antrittsrede sei die Stelle, welche sich auf seinen Vorgänger Dr. Schumann bezieht, hier mitgeteilt: „Danket dem Herrn! So möchte ich auch rühmen, wenn ich des hochverdienten Mannes gedenke, der bisher dieser Anstalt vorgestanden. Nicht im entferntesten ist es mir möglich, den schweren Verlust zu ersetzen, der Sie alle durch die Versetzung des bisherigen Direktors getroffen. An dieser Anstalt hat lange Jahre hindurch ein Mann gewirkt, der als Mensch, als Lehrer, als Schriftsteller sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt, dessen Name weit über die Grenzen der Provinz hinaus einen guten Klang sich erworben, der ein rechter Lehrer, ein Meister unter den Lehrern und ein Freund der Lehrer war. An der Stätte, wo dieser bedeutende Mann wirkte, wo er

reiche Liebe säete und erntete, an diesem Seminar, das durch ihn zu den bestgerühmten erhoben ist, wirken zu sollen, der Gedanke daran ist zunächst beängstigend und niederdrückend. Und doch freue ich mich, in die Fußstapfen eines bedeutenden Mannes treten zu dürfen, freue ich mich, daß für meine Entwicklung, für meine Thätigkeit hier unausgesetzt ein solches leuchtendes Vorbild gesetzt ist, dem nachzueifern mein ernstes Bestreben,. meines Lebens Aufgabe sein soll." — Im Anschluß an das Schriftwort Spr. Sal. 1, 5 entwickelte Hechtenberg nunmehr, daß das Seminar eine Pflegstätte der Gottesfurcht, der Zucht und der Weisheit sein müsse. „Und nun war Hechtenberg unser Direktor," fährt Kollege Heinze fort, „und zwar ein Direktor von Gottes Gnaden." Sein Unterricht war anschaulich, anziehend, gedankenreich, gründlich; der Zauber seines Vortrags, bisweilen von Humor und Satire gewürzt, die Folgerichtigkeit seiner Entwicklungen rissen auch den schwächsten und müdesten Schüler zu heller Begeisterung fort: Fürwahr, es war ein Gloria, wenn einem der ins Auge sah! In dem Seminaristen sah Hechtenberg den werdenden Lehrer, unermüdet war er bestrebt, durch Belehrung, Vorbild und Lehrübung seinen Schülern die Lehrerrüstung anzulegen. Oftmals bin ich Zeuge gewesen, wie Hechtenberg abends auf seiner Studierstube die Lehrseminaristen einzeln auf die kommende Lehrstunde belehrend, begeisternd, warnend, berichtigend vorbereitete. Diese Vorbereitung galt ihm mehr, als eine lange Recension nach der Lektion, die allerdings auch nicht ausblieb. — „Von vornherein," erzählt Heinze, „brachten wir alle ihm das größte Vertrauen entgegen. Seine reiche Erfahrung, sein gefestigter Charakter, seine kluge und verständige Art waren uns Gewähr, daß er nicht umstürzen, sondern auf gut gelegtem Grunde weiter bauen würde. Bald wurden wir es zu unserer großen Freude inne, wie groß auch seine Achtung

vor jeder einzelnen Lehrerpersönlichkeit war, so daß er jeden in seiner Eigenart sich geben ließ. Nichts war ihm verhaßter als Schablone und Pedanterie; der Geist in seiner unmittelbaren Einwirkung auf die Schüler war ihm alles; diese zu sittlich gefestigten, selbständig denkenden und handelnden Lehrern zu erziehen, galt ihm als die höchste Aufgabe des Seminars.

Wir sind bei der Lösung dieser Aufgabe alle seine Mitarbeiter geworden, ohne daß er nötig hatte, uns in amtlichen Konferenzen, in langen Vorträgen seine Ansichten zu entwickeln. Wir waren im Bann seines Ideenkreises durch den, ich möchte sagen, magnetischen Zauber seiner Persönlichkeit. Als er anfing, sich für Herbart zu begeistern, und dann in seiner praktischen Weise die Konsequenzen seines Studiums für Unterricht und Erziehung zog, da hat er, wieder ohne Konferenzen, jeden der Kollegen veranlaßt, für sich seine eigenen Herbartstudien zu treiben und in seiner Weise Herbartsche Ideen in die Praxis umzusetzen. So herrschte ein frisches Leben im Kollegium und dementsprechend auch im ganzen Seminar. Über den Inhalt ließ er aber keineswegs die Form unberücksichtigt; es war zu bewundern, wie meisterhaft er es verstand, die Seminaristen formal zu schulen. Ihre Sprache, ihre Disposition und ihr Vortrag waren mustergültig. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die Seminarschule, die unter ihm eine wahre Musterschule wurde. Er verweilte viel in der Schule und griff, wenn er es für nötig hielt, überall ein. Eine Lust war es, ihn in den unteren Klassen zu beobachten und ihn, froh wie ein Kind, mit den Kleinen verkehren zu sehen. Ja, nicht nur seine Schüler, auch wir, seine Kollegen und Mitarbeiter, haben es erfahren, daß er ein Lehrer von seltener Begabung war.

In seiner Meisterschaft als Lehrer und in seiner durch die herrlichsten Charaktereigenschaften unterstützten Bedeutung

als Erzieher lag seine Größe. Er war kein gelehrter Mann und hat es nie sein wollen. Aber er besaß in hohem Maße die Gabe, sein Wissen zu popularisieren und in klarer, bündiger Form den Schülern nahe zu bringen; er war eine durchaus lehrhafte Persönlichkeit. Er war auch kein geborner Redner; er hat wohl nie in seinem Leben eine längere Rede unvorbereitet gehalten, sondern alles für den öffentlichen Vortrag sorgfältig ausgearbeitet und memoriert; und doch habe ich ihn gewaltig reden hören und große Wirkung bei den Hörern erzielen sehen. Unvergeßlich bleibt mir in dieser Beziehung seine Rede, die er gelegentlich einer vom Seminar veranstalteten Lutherfeier im Jahre 1883 hielt. Er packte durch die klare Folge seiner Gedanken, seinen schönen, edlen Vortrag und durch die Herzenswärme, die Überzeugungstreue, die zum Herzen des Hörers drang.

Es ist selbstverständlich, daß eine so edle und harmonisch angelegte Persönlichkeit wie Hechtenberg auch im persönlichen und gesellschaftlichen Verkehr die Geister an sich zog. Wir haben alle wie Freunde zu ihm gestanden und mit ihm und seinem Hause intimen Verkehr gepflegt. Gab er größere Gesellschaften, zu denen die Honoratioren der Stadt geladen wurden, so waren wir auch dabei, wie er überhaupt seine Kollegen in jeder Weise auszeichnete. Unvergeßlich sind uns allen die Familienabende, die während seiner Zeit im Kolleg eingerichtet waren und zu denen noch einige befreundete Familien herangezogen wurden. In zwangloser Weise verkehrten wir hier bei einer Tasse Kaffee und einem Glase Bier. Hechtenberg war der Mittelpunkt der Gesellschaft und erheiterte alle durch seine launigen Einfälle oder durch Erzählungen aus seinem Leben. Besonders gern erzählte er von seinen Erlebnissen während des französischen Krieges. Dann leuchteten seine Augen, und seine anschaulichen Schilderungen fesselten den Hörer an seine Lippen. Wie

harmlos fröhlich konnte er auch sein! Hatte die frohe Stimmung ihren Gipfelpunkt bei ihm erreicht, dann mußte er singen, und wenn seine helle Stimme erschallte, konnte keiner ihn allein singen lassen, alle sangen mit, Studentenlieder, Volkslieder, ja Soldatenlieder! Mit Vorliebe durchstreifte er unsere schöne Gegend, und gern hatte er, der so gern von seinem Innenleben mitteilte, dabei Gesellschaft um sich. In dieser Beziehung waren die jüngeren Kollegen am Seminar und an der Präparandenanstalt oft in der glücklichen Lage, seine Begleiter sein zu dürfen. Sie sind ihm heute noch dankbar für die vielfache Anregung, die er ihnen bei dieser Gelegenheit und außerdem noch in einem besonderen Herbartkränzchen gab.

Daß ein Direktor auch Geschäfte zu erledigen hatte, merkte man bei Hechtenberg wenig; in großer Gewandtheit und exaktester Weise erledigte er alles Dienstliche sofort nach Eingang. Seine praktische Veranlagung konnte er vielfach bethätigen, als der Erweiterungsbau unseres Seminars in den Jahren von 1882—1884 ausgeführt wurde. Daß dieser sich schließlich besser und zweckmäßiger gestaltete, als nach dem ziemlich verunglückten Plan anzunehmen war, ist nur seinem energischen Eingreifen zu danken.

Sein Weggang nach Minden erfüllte uns alle mit tiefer Trauer; auch ihm ist der Abschied von seinem geliebten Alfeld unendlich schwer geworden. Er hat es nie vergessen, und oftmals wandte sich seine Erinnerung in späteren Tagen wehmutsvoll nach „dem lieben Alfeld“ zurück.“

In Minden. Am 1. September 1886 wurde Hechtenberg als Regierungs- und Schulrat nach Minden in Westfalen versetzt, wo er zehn Jahre bis an sein Ende in reichem Segen gewirkt hat. Schmerzlich war der Abschied für die Scheidenden und die Bleibenden; sein bisheriger Vorgesetzter, Geheimrat Spieker in Hannover, hatte schon am 23. Juni

1886 folgende Zeilen an ihn gerichtet: „Es ist mir leid um Dich, mein Bruder Jonathan! so möchte ich auch klagen um Ihren Fortgang, denn ich verliere Sie sehr, sehr ungern. Aber was hilft die Klage? wir müssen die Wege gehen, die Gott uns führt. Morgen sehe ich Sie, so Gott will, und wir sprechen weiter ein Wort miteinander.

Ihr treuverbundener Spieker."

Hechtenberg wäre lieber im Seminardienste geblieben, weil die mit der Stellung eines Schulrates verbundene Bureauarbeit seinen Neigungen nicht entsprach; aber dem ihm vom Ministerium ausgesprochenen Wunsche, sich als Schulrat nach Minden versetzen zu lassen, glaubte er nicht widerstehen zu sollen. Ein häufiger Wechsel der Schulräte hatte hier in den letzten Jahren die äußere Entwicklung des Schulwesens gehemmt. Man erwartete von Hechtenberg ein thatkräftiges Eingreifen in die Schulverhältnisse, und daran hat er es, soweit solche Förderung unter den heutigen Verhältnissen einem Regierungsschulrate möglich ist, nicht fehlen lassen. Die Lehrerschaft merkte nach seinem Eintritt in die Regierung sehr bald, daß ein frischer Wind von Minden her wehe. Schulen, welche wegen ihrer Abgelegenheit von der Eisenbahn seit längeren Jahren keinen Regierungsrat in ihren Räumen gesehen hatten, wurden unvermutet, oft morgens früh, noch vor Beginn des Unterrichts von Hechtenberg besucht. Mit vielem Humor erzählte Hechtenberg von seinen ersten Dienstreisen, wie er unerkannt, „wie Zieten aus dem Busch" in die Schulen gekommen, wie er einmal zu Fuß durch die Lande gepilgert und dabei auf ein ziemlich breites Flüßchen gestoßen sei. Da er keine Brücke sah, fragte er einen Schäfer, wie man hinüber komme. Es sei eine Brücke da, sagte dieser und ging mit, dieselbe zu zeigen. Da war ein einfacher Baumstamm, der noch dazu vom Regen „glitschig" geworden war, über den Bach gelegt. Einen Augen-

blick zögerte Hechtenberg; hinüber mußte er, da die Zeit drängte. Der Schäfer und noch mehrere Mäher, die hinzugekommen waren, sahen, im stillen triumphierend, auf den Stadtherrn. Hinüber müssen, nicht ins Wasser fallen wollen! Wie machen? Er fand einen Ausweg! Er versuchte es „auf allen Vieren" und rief, mitten auf der Brücke den Kopf wendend, den erstaunten Leuten zu: „So geht's!"

Wohl selten ist ein Schulrat auf diese Weise übers Wasser gekommen!

Auf seinen Inspektionen fand Hechtenberg zu seiner Freude manche Lehrer, welche in der Stille treu und gewissenhaft und mit methodischem Geschick gearbeitet hatten, aber auch solche, die nach ihrem Abgange vom Seminar oder nach bestandener zweiter Prüfung auf ihren Lorbeeren ausruhten und handwerksmäßig ihre Unterrichtsstunden hielten, ohne sich um die Fortschritte auf pädagogischem Gebiete zu kümmern oder ohne auch sonst an ihrer Weiterbildung sonderlich zu arbeiten. Es war Hechtenbergs Art nicht, in solchen Fällen sanfte Register zu ziehen. Mit großer Schärfe, oft mit bitterer Ironie gab er seinem Unmute Ausdruck, und so kam es, daß man bald von dem neuen Schulrate in Lehrerkreisen überall redete und seinem Kommen zunächst mehr mit Bangen und Zagen als mit Freude entgegensah. Von seinen Anforderungen besonders im Rechnen und im Deutschen wurden die wunderlichsten Dinge erzählt, seine Schroffheit bei unbefriedigenden Leistungen wurde stark hervorgehoben, so daß auch sonst nicht gerade ängstliche Naturen mit etwas Herzklopfen ihn in ihre Schule, bezw. Klasse eintreten sahen. Gewöhnlich forderte er den Lehrer auf, da fortzufahren, wo er gerade im Unterrichte stand, und war der Unterricht nach seinem Sinn, dann hörte er eine Zeitlang ruhig zu, merkte er aber, daß ein Lehrer den Stoff nicht beherrschte, oder sich für den Tag nicht recht vorbereitet hatte, oder durch Vorführen von Paradestücken oder Paradekindern einen günstigen

Eindruck auf den Revisor hervorzubringen suchte, dann fuhr er dazwischen und brachte nicht selten durch seine schnelle, oft hastige Art Lehrer und Kinder so in Verwirrung, daß keiner noch etwas wußte. Außer Nachlässigkeit im Dienst konnte Hechtenberg zweierlei am Lehrer nicht ausstehen, das Phrasenmachen (sonderlich war ihm dies im Religionsunterricht verhaßt) und Eitelkeit und Überhebung.

Hechtenberg war bei seiner hervorragenden Tüchtigkeit doch ein sehr bescheidener Mann. Als einer seiner Kreisschulinspektoren bei einer öffentlichen Gelegenheit ihn zum erstenmal mit dem eisernen Kreuze auf der Brust sah, ließ dieser ihn seine Bewunderung merken. „Sie meinen wohl, ich hätte große Thaten gethan," war die ableitende Bemerkung des Helden von St. Quentin. Der selbst so demütige Mann konnte darum aber auch bei anderen, besonders aber bei seinen Lehrern, ein aufgeblasenes, sich selbst zur Schau tragendes Wesen nicht leiden. „Das ist ein Schaumschläger" war ein oft gehörtes, vernichtendes Urteil. Gekünsteltes Pathos, geheuchelter, salbungsvoller Ton waren ihm ganz und gar zuwider.

Ein junger Lehrer, Schüler des hiesigen Seminars, traf auf einem Nachmittags-Spaziergange mit Hechtenberg zusammen, der auf einer Revisionsreise begriffen war. Hechtenberg zog den jungen Mann ins Gespräch, merkte bald, daß derselbe Lehrer sei, und befragte ihn über den Ausfall seiner letzten Revision. Der junge Lehrer klagte vertrauensvoll dem hohen Herrn, dessen lebhaftes Interesse für die Schule er merkte, sein Leid, sein sonst so liebenswürdiger Lokal-Schulinspektor habe ihm, nachdem derselbe eine Viertelstunde dem Rechenunterrichte beigewohnt habe, ins sog. Monatsbuch geschrieben: „Dem Unterrichte fehlte die christliche Wärme." „Meinem Begleiter wurde es schwer, ein stürmisches Lachen zu unterdrücken," so erzählte mein ehemaliger Schüler, „dann

aber sagte er in aller Ruhe: Ich hätte den Herrn Inspektor recht höflich um gefällige Überweisung einer christlichen Wärmflasche gebeten."

So scharf Hechtenberg bei der Revision gewesen war, so milde war er nachher in der Beurteilung. Mehr als einmal ist es geschehen, daß ein Lehrer, der glaubte, unter vier Augen noch besonderen Tadel zu empfangen, anerkennende Worte aus dem Munde des Revisors hörte, der sehr wohl herausgefunden hatte, was Gutes an der Klasse war, die scheinbar so wenig geleistet hatte. Jeder, der einer von Hechtenberg vorgenommenen Revision beiwohnte, bekam sofort den Eindruck: „Der Herr Schulrat versteht seine Sache gründlich, er kennt das Getriebe des Unterrichts aus eigener Erfahrung, er weiß den Schein vom Wesen sofort zu unterscheiden, läßt sich nicht täuschen, fordert viel, aber nichts Unmögliches, revidiert scharf, urteilt jedoch milde und gerecht." Engherzig und mißtrauisch war Hechtenberg nie. „Als wir einmal," erzählt ein Kreisschulinspektor, „miteinander die Häuslichkeit eines jungen Lehrers besahen, deren Ordnung oder Unordnung für ihn ein Kriterium für den ganzen Mann zu sein pflegte, fanden wir auf dem Vorflur oben eine ganze Reihe leerer Bierflaschen stehen. Ich merkte die Verlegenheit des Lehrers, aber wie erheiterte sich sein Gesicht, als der gefürchtete Schulrat mit einem Scherz darauf hinwies und den Mann lobte, daß er auch „darin" etwas thue." — Wie tief Hechtenberg bei ernsten Zurechtweisungen die Herzen traf und überwand, daß die Betroffenen gedemütigt und überzeugt, aber nicht verbittert, sondern dankbar fortgingen, davon ist mir ein rührendes Beispiel aus seiner letzten Zeit erinnerlich. Ein sonst tüchtiger Lehrer hatte sich ihm gegenüber beklagt, daß er nicht befördert werde. Das erzählte mir Hechtenberg und setzte hinzu: „Ich habe ihn aber zu sich selber gebracht, der kommt mir nicht wieder." Als dann bald darauf die

böse Krankheit Hechtenberg zum zweitenmal so unerwartet und plötzlich überfiel und ihn diesmal zum tiefsten Schmerz aller treuen Lehrer und Schulfreunde unaufhaltsam dahin nahm, brach wie mit elementarer Gewalt in der Lehrerschaft der Wunsch durch, sein Andenken durch ein würdiges Denkmal zu ehren. Zufällig kam eine Beitragsliste aus dem Bezirke, dem jener zurechtgewiesene Lehrer angehörte, mir vor die Augen, und ich konnte nun dem Wunsche nicht widerstehen, nachzusehen, ob denn dieser auch etwas gezeichnet habe. Siehe, ja, er hatte gezeichnet und zwar einen der höchsten Beiträge."

So kam es, daß der anfangs so gefürchtete Schulrat bald allgemein das Vertrauen der ihm unterstellten Lehrer gewann und zwar um so mehr, als sie erfuhren, daß der oft so gestrenge Herr für die Schule und Lehrer ein so überaus warmes Herz hatte, was sich nach der Revision nicht bloß in freundlichen Worten kundgab, sondern auch bei den verschiedensten Anlässen sich in Thaten zeigte. War man anfangs über die Höhe der Anforderungen, welche der neue Schulrat auch an einfache Landschulen stellte, welche unter besonders schwierigen Verhältnissen arbeiteten, überrascht, so erkannten vorurteilsfreie Lehrer doch sehr bald, daß die gestellten Forderungen d a s z u e r s t r e b e n d e Z i e l b e z e i c h n e t e n, und daß, wenn sich nur treue, fleißige Arbeit vorfand, von dem Lehrer nicht verlangt wurde, was über seine Kräfte hinausging.

Nicht mechanisch, sondern mit Nachdenken sollte der Lehrer in der Schule arbeiten, sich über das Warum klar werden, daher die häufig bei der Revision an den Lehrer gerichtete Frage: „Warum haben Sie das so gemacht? Warum nicht auf diese Art?" Vermochte ein Lehrer keinen Grund für sein Lehrverfahren anzugeben, oder glaubte er mit dieer oder jener pädagogischen Autorität Hechtenberg imponieren zu

können, dann konnte er sich auf eine sarkastische Bemerkung gefaßt machen. Dagegen vertrug Hechtenberg sehr wohl, wenn der Lehrer gegen die Ansicht des Schulrates seine eigene Überzeugung mit Gründen vertrat. Er pflegte dann hinterdrein wohl zu äußern: „Der Mann weiß, was er will und warum er es will!" Was Hechtenberg an den Schulen zu tadeln fand, und was er von ihnen forderte, das ist in einer Verfügung der Mindener Regierung vom 28. Juni 1888, welche mit Recht als sein Werk galt, niedergelegt worden. Es ist eine Instruktion für die Kreisschulinspektoren, wie sie nur ein gewiegter Schulmann abfassen konnte. Jeder Lehrer wußte zugleich, wie er daran war. Neben dem Wichtigsten ist auch das Kleine nicht außer acht gelassen, wie es bei einem praktischen Schulmeister selbstverständlich ist. „Glauben Sie mir," so drückte sich einst ein Seminarlehrer drastisch aus, „die ganze Schulmeisterei besteht aus Kleinigkeiten!" So viel ist darum unumstößlich, daß es ohne strenge Beachtung der Kleinigkeiten nicht geht. Wie trifft aber z. B. der Punkt 15 gerade beim Allerwichtigsten den Nagel auf den Kopf: „Die Sprach- und Denkkraft der Kinder ist vielfach nur wenig geübt. Die Ursache ist oft die Redseligkeit und Ungeduld der Lehrer, die die Kinder nicht genügend und selbständig zu Worte kommen lassen, auch die sprachlichen und logischen Fehler nicht beachten und korrigieren bezw. durch die Schüler korrigieren lassen. — Eine andere Ursache ist das mangelhafte Frageverfahren zahlreicher Lehrer. Das sog. Abfragen hat in vielen Schulen keinerlei bildenden Wert mehr, sondern ist nur noch Zeitvergeudung. Oft sind die Fragen ganz falsch gebildet, z. B. durch Zerreißen zusammengehöriger Verbalbegriffe: „Wie hatte er sein Weib?" „Lieb." Oder sie sind unbestimmt oder werden gehäuft, so daß der Schüler nicht mehr weiß, auf welche Frage er antworten soll. Oder sie legen den Kindern die Antwort in den Mund, oder

sie sind zu leicht, indem sie nur Bestandteile erzählter oder gelesener Sätze als Antwort verlangen. Es ist gedankenlos und erzieht zur Gedankenlosigkeit, wenn z. B. die Kinder der Mittel- und Oberstufe gefragt werden: Wer hat Himmel und Erde geschaffen? oder: Wie heißt die Überschrift des gelesenen Stücks?

Die Fragen müssen genau der geistigen Kraft der Kinder entsprechen, sie müssen, zumal auf der Mittel- und Oberstufe, mehr an das Urteil und die Überlegung der Kinder als an das Gedächtnis sich wenden. Durch die Fragen sollen die Gedanken aus den gegebenen Stoffen hervorgeholt werden. Deshalb dürfen sie nicht den Text benagen, sondern müssen in die Tiefe des Inhalts führen."

Punkt 16 ist gegen das mechanische Einlernen und Hersagen der biblischen Geschichten gerichtet, wobei das Kind an dem Wortlaute haftet und unfähig ist, weiter zu erzählen, sobald ihm ein Wort fehlt. „Es ist ein trauriger Gedanke, daß die Kenntnis der Heilsgeschichte immer noch von der Kenntnis einer bestimmten Reihenfolge von Wörtern abhängig gemacht wird."

Punkt 17 wendet sich gegen das sinnlose und singende Lesen: „Das Lesen muß durchaus ein lautes, deutliches, langsames, sinngemäßes und gegliedertes werden."

Die geringen Leistungen in der Rechtschreibung werden auf die „ungenügende Einprägung der Wortbilder beim Lesen und Schreiben" und auf die Beschränkung der schriftlichen Übungen zurückgeführt.

Systematische Sprachlehre in der Volksschule erscheint als eine nutzlose Zeitvergeudung.

Beim Rechnen werden die Zahlenkreise von 1—100, bezw. 1000 als die Grundlagen hingestellt, die zu allseitig sicherer Beherrschung gebracht werden müssen. Tafelrechnen soll nur eintreten, wo die Zahlenverhältnisse für das Kopf-

rechnen zu umfangreich oder zu verwickelt werden. Die Aufgaben sollen einfach und dem praktischen Leben entnommen sein. Der Lehrer soll nicht Sklave des eingeführten Rechenbuches sein. Manche wissen nicht anzugeben, was ihre Kinder rechnen können, sondern nur, wo sie im „Steuer" oder „Knoche" oder „Bosse" stehen. Das Rechenbuch soll nur der Gehülfe beim Unterricht sein und nur Übungsstoffe für die häusliche Arbeit und die stille Beschäftigung bieten."

Die Unkenntnis in der Geographie und Geschichte wird beklagt. Schon lange vor der bekannten Rede des Kaisers wird darauf gedrungen, daß der neueren Geschichte mehr Raum gegeben werde.

Punkt 26 verbietet bei der Naturkunde durchaus das Aufschreiben und Einlernen vom Lehrer gegebener Beschreibungen. Die Einübung technischer Bezeichnungen für Blattformen ꝛc. ist überflüssig. Die Kinder mit der sie umgebenden Natur und ihren Erscheinungen bekannt und vertraut machen und ihnen Verständnis und Liebe zu den Gegenständen ihrer Umgebung einflößen, ist allein der Zweck dieses Unterrichts in der Volksschule.

Beim Singen ist der einstimmige und der Einzelgesang viel zu wenig geübt.

Punkt 31 will kein Buch in der Hand des Lehrers wissen. Sogar beim Lesen werden dem Lehrer die Lesemängel deutlicher, wenn er auf das Buch verzichtet.

Punkt 37 vermißt die nötige Berücksichtigung der Schwachen und fordert eine möglichst gleichmäßige Förderung jedes Jahrganges.

Punkt 38 mahnt die Lehrer an mehrklassigen Schulen zu einheitlicher Arbeit und zur Wiederholung auch der Pensen früherer Klassen.

Die sog. Mindener 40 Punkte erregten hie und da Unbehagen und Mißmut. Jener alte, biedere Kantor ist wohl

nicht ernstlich zu nehmen, der auf Hechtenbergs Anfrage, was er von fraglicher Verfügung halte, frisch und frei antwortete: „Sie beweist Gottes Macht, der mit zehn Geboten die ganze Menschheit regiert, während die Mindener Regierung vierzig Gebote nötig hat, um ihre kleine Lehrerschaft zu lenken.“ Manche waren zunächst schmerzlich berührt, daß in den vierzig Punkten fast kein Wort der Anerkennung, sondern nur Tadel, scharfe Kritik an dem Vorgefundenen stand; dennoch mußte man zugeben, daß dieselbe nicht generell auf alle Schulen des Bezirks zielte. Was jedoch die Hauptsache blieb: „Die Verfügung wirkte.“ Allem Schlendrian war mit einem Mal jegliche Entschuldigung genommen und den Lehrern waren klare, bestimmte und erreichbare Ziele gesteckt. Je länger je mehr wurde diese segensreiche Wirkung offenbar. Das alte nicht „vielerlei“ sondern „viel“ kam in neuer Weise wieder zur Geltung, und der oft ausgesprochene Satz des Verfassers der 40 Punkte: „Die Kinder müssen das Ergebnis des Schulunterrichts als ein unverlierbares Eigentum mit ins Leben nehmen,“ wurde verstanden und seiner Erfüllung näher gebracht, nicht sowohl hinsichtlich der Kenntnisse, als auch besonders im Können; die Kinder lernten denken, urteilen, sprechen.

Wenn Hechtenberg so dem Schulleben kräftige Anregung zu geben wußte, so trat er andererseits auch mit aller Energie für seine Lehrer jedwedem gegenüber ein. Das merkten die Lehrer bald, und wenn ihr neuer Schulrat auch viel von ihnen verlangte, sie auch in der ihm zu Gebote stehenden sarkastischen Schärfe bei vorkommender Gelegenheit, und die war nicht selten, gründlich zu sich selber brachte, — sie achteten ihn nicht nur, sie gingen für ihn durchs Feuer. Namentlich gewöhnte Hechtenberg den Gemeinden ab, auf die Versetzung ihnen mißliebiger Lehrer zu drängen. „Wenn darauf gehört werden würde, könnten die Lehrer nur immer ihren Koffer gepackt halten.“ „In den neun Jahren, in

denen ich unter Hechtenberg arbeitete", schreibt Kreisschulinspektor K., „ist nur dreimal dem Drängen auf Versetzung nachgegeben, gegen seinen Willen, weil andere Einflüsse sich geltend gemacht hatten und die betreffenden Lehrer durch ihr Benehmen auch nicht ohne Schuld waren." Sonst war es auch in solchen Fällen bei Hechtenberg Grundsatz, daß ein Lehrer, der sich nicht einzuleben verstand, dort verschlissen werden müsse, wo er stehe, denn es sei genug, wenn er eine Gemeinde unglücklich mache. Gegen Willkür von Leuten, welche sich gern als Vorgesetzte der Lehrer gerieren möchten, nahm er die Lehrer kräftigst in Schutz. Von kleinlicher Empfindsamkeit, Aufbauschen von Kleinigkeiten seitens des Lehrers wollte er hingegen nichts wissen.

Ganz anders stellte er sich indes bei sittlichen Mängeln. Da hielt er streng darauf, daß der Lehrerstand von solchen Schandflecken gereinigt wurde ohne alles Ansehn der Person und ohne Wimperzucken. Er ist es auch hauptsächlich gewesen, der auf eine schärfere Überwachung der jungen Lehrer drang, die bei nicht ganz einwandsfreier Führung sicher auf das Mißlingen der zweiten Prüfung rechnen konnten. „Wir müssen den Lehrerstand vor faulen Gliedern bewahren, sind sie erst endgültig angestellt, hält es schwer, sie los zu werden."

Wenn Hechtenberg, wie erwähnt, große Anforderungen an die Lehrer stellte, so suchte er ihnen auch die Erreichung des gesteckten Zieles möglichst zu erleichtern. Als Haupthindernis erkannte er die Überfüllung der Klassen, darum war er eifrig bemüht, durch Gründung neuer Lehrerstellen hierin Wandel zu schaffen. Mit welchen Schwierigkeiten das verbunden war, kann nur der richtig beurteilen, wer die Zähigkeit des westfälischen Landvolkes kennt, auf dem Schulgebiete Widerstand zu leisten. Das Zuständigkeitsgesetz von 1883 hatte den Schulaufsichtsbehörden außerordentliche neue Schwierigkeit

geschaffen. Es gelang aber nach und nach, die schreiendsten Übelstände abzustellen.

Zur Beseitigung unwürdiger und ungesunder Schulhäuser war Hechtenberg mit Vorliebe behülflich. Wenn es zweckmäßig erschien, ging er auch selbst mit, um seine Begründung auf seine Autopsie stützen zu können. In D. war eine alte, versunkene, durch und durch feuchte Lehrerwohnung, gegen deren Erneuerung man sich aber wie gewöhnlich sehr sträubte. „Als ich unvermutet mit dem Schulrat hinkam," erzählt Kreisschulinspektor K., „sahen wir schon von weitem, daß alle Thüren und Fenster des Schulhauses offen standen. Ich fürchtete schon, daß nun der Beweis der Feuchtigkeit schwerer zu erbringen wäre, aber Hechtenberg gefiel die Sorge des Lehrers für seine Familie außerordentlich, und er sah die gründliche Lüftung für den Beweis an, daß der Lehrer bei seinen Klagen nicht übertrieben habe. Übrigens wurde der handgreifliche Beweis noch erbracht, denn im Schlafzimmer konnte ich ohne Mühe mit dem Stocke durch den Fußboden stoßen. Demnächst mußte dann der Herr Kreisphysikus noch sein fachmännisches Urteil abgeben, und nun wohnt die Lehrerfamilie längst in einem gesunden, neuen Hause in gesunder Lage."

Selbstverständlich wußte Hechtenberg, daß die Hebung der Schule auch von Beseitigung anderer Umstände abhing, die von der Arbeit der Lehrer unabhängig waren, diese aber sehr erschweren konnten. Das waren außer den überfüllten Schulen und schlechten Lehrerwohnungen die weiten Schulwege, welche meistens nur Halbtagsunterricht erlaubten. Hatte sein Vorgänger hier schon die bessernde Hand angelegt, so griff Hechtenberg hier mit noch größerer und zäherer Energie ein, und wenn er sich im Kollegium der Kgl. Regierung zu einem Referate zurechtsetzte, wie einmal verlautete, und dann klar und überzeugend sein Gutachten abgegeben hatte, dann ist in

der Regel nichts dagegen zu sagen gewesen. Planmäßig war Hechtenberg bei jeder Schulerweiterung in erster Linie für einen Abbau, damit die weiten Wege verkürzt und in absehbarer Zeit der Halbtagsunterricht beseitigt werden könnte. Auch hinsichtlich der Erziehung der Jugend und der Gemeinden hielt er die Verbreitung vieler Schulen mit einem oder zwei, höchstens drei Lehrern für die ländlichen Verhältnisse nützlicher, als größere Schulkasernen. Wenn kein Abbau möglich war, drang er bei der Anstellung eines dritten Lehrers doch immer darauf, daß dann für die zweite Stelle eine ordentliche Familienwohnung erbaut wurde, „denn wir müssen unsern vielen jungen Lehrern die Möglichkeit schaffen, daß sie in nicht ferner Zeit eine Familie gründen können.“

Fast noch schwieriger als die Gründung neuer Lehrerstellen war die Aufbesserung vorhandener unzulänglich dotierter Schulstellen. Der Regierungsbezirk Minden stand in dieser Beziehung andern Bezirken nach, was zur Folge hatte, daß alljährlich eine größere Anzahl der eifrigsten Lehrer ins Arnsbergische oder in die Rheinprovinz ging. Besonders war das Drängen junger Lehrer vom Lande in die Städte mit guten Gehaltsskalen groß. In Lehrerkreisen wird es Hechtenberg unvergessen bleiben, daß er unermüdlich für eine Besserstellung der Lehrer thätig gewesen ist und vielfach mit bestem Erfolge. Besonders sind ihm dieserhalb die Landlehrer zu großem Danke verpflichtet. Er huldigte nicht der Anschauung, ein Landlehrer könne mit geringerem Gehalte auskommen, als ein Lehrer in der Stadt. Er meinte im Gegenteil, daß der Stadtlehrer ohnehin schon so viele Vorzüge vor dem Landlehrer habe, daß man diesen im Gehalte nicht außerdem noch zurücksetzen dürfe. Es war seine Meinung, daß man die Lehrer, wie andere Beamte derselben Kategorie, hinsichtlich des Gehaltes, gleich viel, an welchem Orte sie arbeiteten, gleichstellen, und die verschiedenen Teuerungsverhältnisse durch Ortszulagen

berücksichtigen solle. Leistungsfähige Gemeinden mußten selbst die niedrigen Grundgehälter auf mindestens 1000 Mark bringen, im Unvermögensfalle wurden Staatszuschüsse beschafft. Mancher Amtmann klagte ihm seine Not, daß es jetzt alle Augenblick Nachweisungen zu liefern gäbe über die Leistungsfähigkeit der Gemeinden. Die Herren dachten nicht daran, was für Not es einem Lehrer mit zahlreicher Familie machen mußte, wenn er mit 800 oder 900 M. auskommen sollte.

Auch die äußere Hebung des Lehrerstandes lag Hechtenberg am Herzen, damit derselbe desto segensreicheren Einfluß üben könne. „Ich vergesse nie," erzählt Kreisschulinspektor K., „wie er einem hochgestellten Herrn, der sich über die Ansprüche der Lehrer auf die Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst ereiferte, unvermutet durch die Parade fuhr mit der trockenen Frage: „Warum denn nicht?" Aber als einmal ein Referent es für angebracht hielt, die Kollegen zu ermahnen, daß sie sich recht fleißig in Gesellschaften begäben, um zur Hebung des Standesansehens sich ein feines Benehmen anzueignen, da fuhr der bei der Konferenz anwesende Schulrat los, und zerzauste den Gedanken dermaßen, daß allgemeine Heiterkeit und dann im Verlaufe seiner Worte eine tiefe, ernste Stille eintrat. Das einzige rechte Mittel, das Standesansehen zu heben, waren dem Lehrersohne und Lehrervater die rechten Leistungen. Religiös-sittliche Persönlichkeiten sein, um sie auch zu bilden, darauf kam es ihm an. Dann fände sich alles andere von selbst, und was sich nicht fände, darum brauche man sich nicht zu grämen." —

Rastlos verwies Hechtenberg den Lehrerstand auf seine eigene Fortbildung. Auf Konferenzen, bei Prüfungen an den Seminarien u. s. w. ermahnte er immer wieder, sich nicht als fertig anzusehen, sondern sich die eigene Fortbildung angelegen sein zu lassen. In den Prüfungen war er sehr scharf und darum gefürchtet. Die Erfahrung, daß die

Leistungen bei der zweiten Prüfung so wenig genügten, waren wohl die Veranlassung, daß den Kreisschulinspektoren aufgegeben wurde, mit den Lehrern, welche die zweite Prüfung noch nicht bestanden hatten, besondere Konferenzen abzuhalten, in welchen diese zur Weiterbildung Anregung empfangen und von ihrer Arbeit Rechenschaft ablegen sollten. Man wollte darin wohl eine unnötige Bevormundung erblicken, allein, die Thatsache, daß alljährlich eine große Anzahl Lehrer bei der zweiten Prüfung durchfiel, rechtfertigte die Maßnahme. Zugleich war dadurch den Kreisschulinspektoren Gelegenheit gegeben, mit den jüngeren Lehrern besonders in Beziehung zu treten, um ihrerseits mitzuwirken, daß diese vor allerlei Abwegen bewahrt blieben.

Aus der Rheinprovinz kannte Hechtenberg die Zweckmäßigkeit des Hauptlehreramtes. In seinem Bezirke gab es diese Einrichtung nicht. In den Städten waren Rektoren, zum Teil auch nur Titularrektoren, auf den Dörfern, auch in vielklassigen Schulen, war der soeben aus dem Seminar getretene Lehrer ebenso selbständig, wie der im Amte ergraute Kollege. In früherer Zeit hatte man in Westfalen das System der persönlichen Gehilfen gehabt. Die Unzuträglichkeiten, welche damit verbunden gewesen waren, hatten zur Aufhebung der Gehilfenstellen und zur Einrichtung von zweiten, dritten usw. Lehrerstellen geführt, und die Inhaber dieser Stellen waren völlig selbständig direkt unter den Ortsschulinspektor gestellt. Daß dies weder zum Heile der Schule, noch den jungen Lehrern zum Segen gereichen konnte, war Einsichtigen längst klar gewesen; seit den siebziger Jahren waren in die Rektorenstellen, welche früher meist von Akademikern verwaltet wurden, seminaristisch gebildete Lehrer getreten, kleinere Ortschaften hatten statt der Titularrektoren Rektoren mit bestimmt umgrenzter Leitungsbefugnis angestellt, andere Ortschaften neue Rektorstellen gegründet, weil man doch

allgemach zu der Einsicht gelangt war, daß es ein Unding sei, sechs oder mehr Lehrer nebeneinander arbeiten zu lassen, ohne daß jemand die Leitung des Ganzen habe. Hechtenberg sagte nun mit Recht: „Was für sechs- und mehrklassige Schulen heilsam ist, kann für drei- und vierklassige Schulen, nach den Verhältnissen modifiziert, nicht nachteilig sein.“ Das wollte man freilich nicht überall anerkennen, weder in den Ortsschulvorständen, noch in den Lehrerkreisen. Man machte geltend: Der jüngere Lehrer sei oft geschickter als der ältere, wenn der nun dem jüngeren gegenüber Leitungsbefugnis haben solle, würde das doch mißlich sein. Hechtenberg entgegnete wohl: „Nicht mißlicher, als wenn ein junger, vortrefflicher Geistlicher einem alten, nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehenden Pfarrer unterstellt wird, oder glaubt man etwa, daß die Gymnasialdirektoren u. s. w. immer die tüchtigsten Männer ihres Kollegiums sind? Und doch stellt niemand das Direktorat in Frage.“ Der Titel Hauptlehrer wurde einstweilen nicht eingeführt, wohl aber dem *Ersten Lehrer* an den größeren Schulsystemen des Bezirks mit drei oder mehr Lehrpersonen, die von keinem Rektor geleitet werden, und wo es wünschenswert und ausführbar erschien, auch an Schulsystemen mit zwei Lehrpersonen, durch Dienstanweisung vom 1. Februar 1888 eine gewisse Aufsichtsbefugnis gegeben. Die Sache war damit erreicht, und damit begnügte sich der Schulrat, der auf Titel u. dgl. nach seiner ganzen Art nicht allzu großen Wert legte. Neuerdings ist denn auch bei drei- und mehrklassigen Schulen ohne Rektor der Titel *Hauptlehrer* eingeführt worden.

Das *Verbot* ungeeigneter Lehrbücher und die *Einführung* wirklicher Hilfsmittel für einen fruchtbringenden Unterricht gab den Anstoß zu einer verständigen Lehrmethode in allen Fächern und auf allen Stufen. Dem didaktischen Materialismus trat Hechtenberg oftmals mit der drastischen

Bemerkung entgegen: „Freund, Sie müssen die Früchte nicht an die Bäume binden, sondern sie wachsen lassen.“

Dem Katechismusunterrichte war in manchen Schulen bis dahin ein exponierter Katechismus zu Grunde gelegt worden. Unter dem 20. Juni 1887 wurden die Kreisschulinspektoren benachrichtigt, daß die Kgl. Regierung die Entfernung dieser Katechismen aus dem Schulunterricht beabsichtige, und es wurde zur gutachtlichen Äußerung über diese Angelegenheit aufgefordert. Nachdem durch Schreiben vom 8. Dezember 1887 das Königliche Konsistorium in Münster zu der beabsichtigten Maßnahme der Regierung seine Zustimmung gegeben hatte, wurden durch Verfügung vom 28. März 1888 die exponierten Katechismen für den Schulunterricht verboten. Als Aufgabe des Katechismusunterrichts wurde bezeichnet, die fünf Hauptstücke des kleinen lutherischen Katechismus dem Wortlaute nach zum völlig sicheren Eigentum der Schüler zu machen, das Verständnis des Katechismustextes durch Gliederung, Wort- und Satzerklärung zu vermitteln und die praktische Verwertung der Katechismus-Wahrheiten für Glauben und Leben der Schüler zu sichern. Als zweckmäßigstes Lernmittel für diesen Unterricht wurde ein sogenanntes Spruchbuch, das neben dem Text des kleinen lutherischen Katechismus die an denselben anzuknüpfenden Sprüche, Liederverse und Gebete enthalte, empfohlen. Wie sehr diese Verfügung einem Bedürfnisse entsprach und einem Wunsche in hiesigen Lehrerkreisen entgegenkam, bewies, daß schon in den siebziger Jahren von dem Evangelischen Lehrerverein für Minden-Ravensberg ein derartiges Spruchbuch herausgegeben war, ohne daß dasselbe bis dahin nennenswerte Beachtung gefunden hatte. Das wurde jetzt anders. Die Nr. 4—9 gedachter Verfügung (Verordnungsbuch S. 559 und 560) geben schätzenswerte Anleitung für den Katechismusunterricht und kennzeichnen den praktischen Schulmann.

Wie Hechtenberg durch Abfassung trefflicher Lernbücher den Unterricht in der Biblischen Geschichte und der Kirchengeschichte, welche beiden Unterrichtsgegenstände ihm besonders am Herzen lagen, kräftigst aufgeholfen hat, das soll im folgenden Kapitel berichtet werden.

Die Verfügungen über den Aufsatzunterricht (Verordnungsbuch S. 564), über den Rechenunterricht und über Rechenbücher (S. 449 und 450), sowie die methodischen Anweisungen Nr. 489 und Nr. 490 haben gleichfalls höchst segensreich gewirkt.

Um seinerseits alles zu thun, was den Lehrern die Erfüllung der an sie gestellten Forderungen erleichtern konnte, nahm Hechtenberg sich auch der Versorgung seiner Schulen mit geeigneten Lehrmitteln an. Unbrauchbare Karten wurden überall durch solche ersetzt, mit denen etwas anzufangen war. Die nötigen Anschauungsbilder durften nicht länger verweigert werden. Globen wurden befohlen. Wehe aber einem Lehrer, der nachher den Gebrauch nicht nachweisen konnte. Als auch die Landschulen mit dem teuren Stuhlmannschen Zeichenwerke beglückt werden sollten, veranlaßte Hechtenberg, so viel ich weiß, seinen früheren Alfelder Kollegen Heinze zur Herausgabe einer praktischen Vereinfachung. Der Willkür im Schreibduktus wurde ein Ende gemacht durch die Einführung des Normal-Alphabetes.

Wenn Hechtenberg einerseits große Anforderungen an die Schule stellte, so suchte er andererseits Aufgaben von ihr fern zu halten, welche ihr aus Mißverstand gestellt wurden. Auf einer Lehrerkonferenz wurde die Frage erörtert: „Was kann die Schule zur Bekämpfung der Socialdemokratie thun?“ Der Vortragende hatte wohl in patriotischem Eifer des Guten zu viel gethan. Hechtenberg sagte kurz und schneidig: „Meine Herren, gar nichts soll die Schule in dieser Sache thun, was sie nicht bisher auch schon als Aufgabe gehabt hat, nämlich

mitzuwirken an ihrem Teile, daß ein gottesfürchtiges, königstreues Geschlecht heranwachse. Um alles keine Bekämpfung der Socialdemokratie in der Schule; thun Sie außerhalb der Schule, wozu Sie Ihre Überzeugung treibt in Bekämpfung der Socialdemokratie, wenn Sie das Zeug dazu haben, aber in der Schule lassen Sie die Hand davon.“ Er wußte, daß, wenn dergleichen zu unrechter Zeit, an unrechtem Orte, in nicht immer geschickter Weise geschieht, das Gegenteil von dem erzielt wird, was beabsichtigt wird.

Für Einrichtungen, welche geeignet waren, sociale Schäden zu beseitigen oder zu mildern, war er dagegen eifrig bemüht. So sah er bei der immer mehr auch im Mindener Bezirke sich ausbreitenden Industrie die Einrichtung von Haushaltungsschulen als nicht bloß wünschenswert, sondern als notwendig an. Er begünstigte dieselben, so viel er konnte, und ermunterte Lehrer oder Rektoren, denen er Einfluß auf ihre Gemeinden zutraute, für die Einrichtung derselben zu wirken. Zu einem Lehrer konservativer Richtung sagte Hechtenberg einst: „Sie haben schon in Ihrem Leben so manche politische Rede gehalten und verschiedene Wahlwühlereien auf dem Kerbholze, wenn Sie aber für die Einrichtung einer Haushaltungsschule in Ihrer Gemeinde eintreten, dann erwerben Sie sich ein wirkliches Verdienst, mehr als durch Ihre bisherige politische Thätigkeit.“ Demselben Manne gegenüber betonte Hechtenberg verschiedentlich, daß der Lehrer sich hüten müsse, durch seine Thätigkeit in den politischen Parteien seiner amtlichen Thätigkeit zu schaden, und gewiß mit Recht. Besondere Maßregeln wollte er nicht geben; er achtete jede, auch von der seinigen abweichende politische Überzeugung, sofern damit keine Nebenabsichten verbunden waren und sofern sie nicht staatsfeindlich war.

Zu den Lehrervereinen im Bezirke, welche eine ausgesprochene kirchliche oder politische Richtung verfolgten, nahm

Hechtenberg eine zurückhaltende Stellung ein. An den Verhandlungen des evangelischen Schulkongresses in Bielefeld und an einer Versammlung des Evangelischen Lehrerbundes in Oeynhausen nahm er teil. Hier bekannte er sich zu den von dem Lehrerbunde vertretenen Grundsätzen mit dem Ausdrucke der Freude darüber, daß die bei weitem überwiegende Zahl der Lehrer seines Bezirkes denselben Grundsätzen huldige, auch wenn dieselben nicht einer solchen Verbindung angehörten, wie der evangelische Lehrerbund oder der Evangelische Lehrerverein für Minden-Ravensberg es sei. An Gesangsfesten der Lehrer fehlte der Schulrat, wenn es sein Amt oder seine Gesundheit erlaubten, nie; er erschien dann nicht als Schulrat, sondern als Freund der Lehrer, der sich unter früheren Kollegen wohl fühlte. Wer Hechtenberg da im Verkehr mit den Lehrern sah, hätte nicht den vorgesetzten Schulrat in ihm vermutet. Überhaupt liebte Hechtenberg einen ungezwungenen Verkehr mit den Lehrern; wenn er außeramtlich mit ihnen zusammentraf, nahm er ein Scherzwort, eine Anspielung auf den „gestrengen Herrn Schulrat" nicht übel, fürchtete nicht, seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er den Schulratsrock beiseite legte.

Wie schnell hat sich Hechtenberg die Herzen seiner Lehrer, Orts- und Kreisschulinspektoren erobert! Bei aller Strenge in den Anforderungen, berührte es so wohlthuend, daß er ein Herz für seine Lehrer hatte und berechtigten Ansprüchen seine Unterstützung nicht versagte. „Er forderte mich etwa zwei Jahre vor seinem Tode auf," so erzählt ein ihm befreundeter Pastor in Minden, „mit ihm zur Seminarkonferenz nach Petershagen zu fahren. Schon in Alfeld waren ihm die Seminarkonferenzen, deren Seele und Mittelpunkt er war, lieb und wert geworden. Auch nach Petershagen zog seine Gegenwart an jenem vom Wetter begünstigten Tage ungezählte Scharen. Bei fröhlicher Stimmung fuhren

wir an manchem Konferenzpilger vorüber. Solange der Raum des Wagens es gestattete, lud der Schulrat zur Mitfahrt ein.

Welche Personalkenntnis mußte ich schon auf der Fahrt bewundern! Weithin erkannte Hechtenberg schon diesen und jenen, und launig erzählte er von Schulverhältnissen und Prüfungsvorkommnissen, bis wir in Petershagen landeten und nach einem Imbiß zum Seminargarten uns begaben, wo es von Konferenzteilnehmern schon wimmelte.

Als Hechtenberg eintrat, flogen die Hüte von den Köpfen. Da stand er wie ein König unter seinen Getreuen! Wie viele drängten sich an ihn heran, um etwas zu erfragen, zu erbitten, — und er war überall orientiert, mit allen Verhältnissen und Personalien vertraut.

Von der körperlichen Züchtigung in der Schule wurde hernach in der Konferenz gehandelt. Hechtenbergs öfteres Eingreifen in die Debatte zeugte davon, daß er auch ein Mann der Praxis sei.

Eine anregende Nachfeier fand im Hôtel statt, welche Hechtenberg, der an diesem Tage so ganz in seinem Elemente zu sein schien, mit launigen Tischreden würzte. Dann fuhren wir, im Landauer mitnehmend, was er kaum zu fassen vermochte, heim. Auch der Rückweg wurde uns bei interessanter Unterhaltung zu kurz. Ich konnte nur von Herzen danken für den herrlichen Genuß dieses Tages. Jeder, der ihn mit erlebt, wird beipflichten: es war ein einzig schöner Tag, ein Tag, an dem der verehrte Heimgegangene noch in der Vollkraft stand, „wie ein König unter seinen Getreuen." Wie bewegt und gebeugt stand die Schar, welche ihm zujubelte dort auf der Seminarkonferenz — am 3. Oktober 1896 an seiner frühgegrabenen Gruft."

Auf das persönliche Wohlergehen der Lehrer war Hechtenberg stets bedacht, ihre gesellschaftliche Stellung zu heben,

war er bemüht. Daher empfand er es schmerzlich, wenn Lehrer sich im Verkehr, besonders im Wirtshause, nicht die Schranken auferlegten, welche das Lehramt verlangt. Wenn von Lehrern, besonders jüngeren, ärgerliche Dinge bekannt wurden, so wies er namentlich höheren Ständen gegenüber darauf hin, daß deren Glieder in demselben Lebensalter auf der Universität sich „ausgetobt" hätten, was bei manchen Lehrern leider jetzt erst im Amte geschähe. Solange er noch Hoffnung auf Besserung haben konnte, suchte er die Lehrer im Amte zu halten. Zeigte sich jedoch ein Lehrer als unverbesserlich, dann konnte Hechtenberg auch rücksichtslos der Strenge den Lauf lassen. Das zweite Examen war für manchen eine böse Klippe, an der er scheiterte.

Ältere Lehrer suchte er, wenn die geistigen und körperlichen Kräfte nicht mehr ausreichten, zu ihrer Emeritierung zu veranlassen. Als nach Erlaß des Lehrer-Pensionsgesetzes ein Lehrer freudig ausrief: „Nun braucht doch der Lehrer nicht mehr aus Rücksicht auf seine Familie bis zur Erschöpfung seiner letzten Kraft sein Amt zu verwalten!" erwiderte Hechtenberg: „Und die Regierung braucht nicht mehr die Gemeinde und Schule mit einem entkräfteten Manne zu belasten. Was es heißt, einen Mann, von dem man sich sagen muß: er kann nicht mehr, aber wenn ich dahin wirke, daß er aus dem Amte kommt, dann muß er hungern, nun entweder in der Schule zu belassen oder ihn aus dem Amte zu entfernen, das vermag nur der zu ermessen, der sich in solchen Lagen befunden hat!"

Als der Goßlersche Schulgesetzentwurf erschien, rief Hechtenberg einem befreundeten Kreisschulinspektor freudig bewegt entgegen: „So, nun haben die Lehrer endlich, was sie haben müssen," und er dachte dabei außer an bessere Besoldung vor allem an die Teilnahme am Schulvorstande. Der Zedlitzsche Entwurf gewährte diese ja auch, nahm dem ganzen

Schulvorstande aber seinen Einfluß und verlegte den Schwerpunkt in die Kommune, womit nach Hechtenbergs Meinung in katholischen Gegenden die Schule dem Ultramontanismus ausgeliefert werden würde. Als Rheinländer konnte Hechtenberg solche Verhältnisse beurteilen. Was Lehrerzeitungen an dem Entwurfe tadelten, daß der Vorsitz im Schulvorstande dem geistlichen Ortsschulinspektor zugebilligt wurde, beanstandete Hechtenberg nicht. So sehr er auch um der Schule willen darauf bedacht war, in den Städten die technische Schulinspektion bei jedem Personenwechsel in die Hände des betreffenden Rektors zu bringen, so sprach er es doch offen aus, daß auf dem Lande der Geistliche der geborene Vorsitzende des Schulvorstandes sei, der am meisten Herz und Verständnis dafür habe, was der Schule not thue, und bei dem die Schule und die Lehrer sich am besten ständen. Um die technische Aufsicht für die Landschulen, welche von den meisten Ortsschulinspektoren wenig geübt wurde oder wenig geübt werden konnte, anzubahnen, führte er, wie bereits hervorgehoben ist, das Institut der Hauptlehrer ein, denen eine gewisse Aufsichtsbefugnis zugebilligt wurde.

Mehrmals wurde Hechtenberg aufgefordert, seinen Aufsichtsbezirk durch Eintritt in eine höhere Stellung zu verlassen, er lehnte jedoch ab; nur der Tod vermochte ihn seinem geliebten Wirkungskreise zu entreißen.

5. Kapitel.

Hechtenberg als pädagogischer Schriftsteller.

Durch ein Buch spricht der Weise zu den Weisen, und die es werden wollen, eh sie greisen; freilich ein Thor zuweilen auch zu Thoren und die es bleiben; spricht das erfahrene Alter zu der Jugend, und zu den Kindern selbst, wenn sie lesen können. Das Buch spricht und lehrt mitsprechen, es lehrt sprechen. Das Buch zieht den Kleinen groß, bringt den Niedrigen empor, erweitert einem jeden die Welt, daß er ferne Dinge zu sehen bekommt und zu hören, wie hinter den Bergen und jenseit des Wassers auch Menschen wohnen, die es sind. Dr. Klaus Harms, Gnomon. 2. Aufl. S. 1.

Schon im dritten Kapitel dieses Büchleins ist erwähnt, daß Hechtenberg in Frankreich für Freund und Feind beschwichtigende und belehrende Artikel in deutschen und französischen Tagesblättern veröffentlichte. So ängstlich Hechtenberg in späteren Jahren es vermied, sich an Parteigezänken, Wahlkämpfen und politischen Klopffechtereien zu beteiligen, um so entschlossener wirkte er durch die Presse, wenn das Vaterland vor der Lösung großer, innerer Fragen stand. Nach seiner politischen Überzeugung dürfte Hechtenberg ungefähr den Standpunkt der Freikonservativen geteilt haben; die „Post“ war sein Leiborgan. In politischen Zeitungen trat er wiederholt in der Polenfrage für den Schutz unserer Ostmarken ein, erörterte die Lage der evangelischen Kirche in den Ostseeprovinzen und unterwarf das allgemeine und direkte Wahlrecht seiner Kritik. — Reicher als seine politische

ist Hechtenbergs pädagogische schriftstellerische Thätigkeit. Im Sommer 1875 hielt er vor einer zahlreichen Lehrerschaft auf einer Seminarkonferenz in Neuwied einen Vortrag über „die Bedeutung der deutschen Götter- und Heldensage für die Volksschule".[1]) Mit gewaltigen Strichen entwarf Hechtenberg darin ein Bild der alten deutschen Herrlichkeit und mahnte, das geschwundene Andenken an dieselbe in der Jugend wieder aufzufrischen. — Aus dem reichen Schatze seiner pädagogischen Erfahrungen veröffentlichte Hechtenberg im folgenden Decennium schätzenswerte Beiträge in pädagogischen Zeitschriften, besonders in „Haus und Schule", mit dessen Schriftleiter ihn persönliche Freundschaft verband. Ein Jahr vor seinem Tode richtete der Schulrat Dr. Kehr, Herausgeber der Pädagogischen Blätter, an Hechtenberg nachstehenden Brief.

Erfurt, den 21. Januar 1884.

Hochverehrter Herr Kollege!

Ich bin jetzt ein vielgeplagter Mann und komme selten nachts vor 1—2 Uhr zu Bett. Entschuldigen Sie deshalb, wenn ich Ihnen in aller Kürze eine Bitte vortrage.

Ich beabsichtige nämlich, das Recensionswesen ganz von meinen Pädagogischen Blättern zu trennen und den letzteren ein besonderes Litteraturblatt beizugeben. Zur Ausführung dieses Unternehmens brauche ich einen Mann, der — da ich nicht imstande bin, mich um die Sache zu bekümmern — die Redaktion übernimmt, die Recensenten auswählt und das Litteraturblatt vollkommen selbständig leitet. Unter den Männern auf dem Gebiete des Seminarwesens

---

[1]) Veröffentlicht in der Zeitschrift „Die deutsche Schule", herausgegeben von Christian Nostiz. 1875. Heft 6. Neuwied bei J. H. Heuser.

würden Sie mir — sans phrase — der liebste sein, und die Bitte, die ich auf dem Herzen habe, erraten Sie daher wohl. Würden Sie wohl geneigt sein, das qu. Litteraturblatt unter folgenden Bedingungen zu übernehmen? — —

Und nun geben Sie mir, wenn möglich, umgehend Antwort. Sie würden mir eine große Liebe erweisen, wenn Sie frisch und fröhlich „Ja" sagten.

Wie es mit dem hiesigen Seminar steht, wissen Sie wohl; auch das wird Ihnen bekannt sein, weshalb ich hierher gerufen worden bin. Ein weiteres über die hiesigen Verhältnisse zu sagen, verbietet mir die Noblesse. Nur das darf ich Ihnen wohl mitteilen, daß ich zwar arbeiten kann, daß aber das, was man mir hier auf die Schultern gelegt hat, ich auf die Dauer nicht ertragen kann.

Und nun lassen Sie mich schließen in der Hoffnung einer zusagend freundlichen Antwort und mit der Versicherung, daß ich bin und bleibe

Ihr
Sie hochschätzender, treuer
Kehr.

Hechtenberg willigte aus Liebe zu Kehr ein, hat jedoch „des wenig Wonne" gehabt, und er legte deshalb nach Kehrs Tode die Recensentenfeder wieder nieder. — In Minden fand Hechtenberg Muße, sein schriftstellerisches Talent zu entfalten.

Bei seinen Revisionen hatte Hechtenberg bei Lehrern, Schulinspektoren, Bürgermeistern und Amtleuten große Unkenntnis bezüglich der auf dem Gebiete der Schule geltenden Bestimmungen wahrgenommen. Daraus ergaben sich häufig nicht bloß weitläufige Schreibereien, sondern auch Mißhelligkeiten aller Art, Streitigkeiten über Machtbefugnisse, Übergriffe von dieser und jener Seite. Die Lehrer entschuldigten eine Nichtbefolgung dieser oder jener Verfügung oft mit den Worten: „Von der Verfügung weiß ich nichts." „Ich habe

eine solche Verfügung nie bekommen“ u. s. w. Das veranlaßte Hechtenberg im Verein mit seinem Kollegen, dem Regierungs- und Schulrat Vandenesch, die „Schulverordnungen für den Regierungsbezirk Minden“ herauszugeben.[1]) Wie die Herausgeber im Vorwort sagen, erhofften sie von dieser Sammlung, daß sie das Schulwesen mittelbar heben und fördern helfen würde, eine Hoffnung, welche sich im reichsten Maße erfüllt hat.

Überzeugt, daß mit Vorschriften und Verordnungen, auch wenn sie noch so sehr der Praxis entnommen sind, allein es noch nicht gethan ist, gab Hechtenberg 1891 in seinen „Biblischen Geschichten“ — zuerst für die Unter- und Mittelstufe, später auch für die Oberstufe,[2]) — der Schule für den Religionsunterricht eine vorzügliche Handreichung. Es kam ihm vor allem darauf an, praktisch zu zeigen, wie die biblische Geschichte zur Grundlage und zum Mittelpunkte des gesamten Religionsunterrichtes zu machen sei. In der Theorie war ja oft genug betont worden, daß aller Religionsunterricht in der Schule auf die biblische Geschichte gegründet sein müsse; in der Praxis gingen aber die einzelnen Disciplinen jenes Unterrichts meistens noch unvermittelt nebeneinander her.

Die Sprache beider Religionsbücher schließt sich eng an die Sprache der Heiligen Schrift an, vermeidet aber schwierige Satzverbindungen und Ausdrücke, so daß sie dem kindlichen Verständnisse möglichst entgegenkommt. Wo für die Entwicklung des Reiches Gottes oder die religiös-sittliche Belebung der Kinder weniger bedeutungsvolle Geschichten weggelassen wurden, ist doch der Zusammenhang mit einigen

---

[1]) Schulverordnungen für den Regierungsbezirk Minden. 1890. 872 S. Verlag von Keiser u. Co. (F. Januschke) in Minden.

[2]) Biblische Geschichte für die Unter- und Mittelstufe. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. Geb. 70 Pf. Biblische Geschichten, Ausgabe für die Oberstufe. Ebendaselbst. Geb. 1 M.

Sätzen in biblischer Sprache geschickt hergestellt. Manches nicht ausführlich zu Behandelnde ist auch für die Oberstufe zum Lesen in kleinerem Druck ausführlich gegeben, damit die Heilsgeschichte den Kindern möglichst im Zusammenhange als ein Ganzes entgegentrete. In dem schon erwähnten Bestreben, die biblische Geschichte zum Ausgangs- und Mittelpunkte des gesamten Religionsunterrichts werden zu lassen, sind die religiösen Lernstoffe mit den Erzählungen sachlich verknüpft. Diese Arbeit ist geradezu meisterhaft. Die Geschichten und die Lernstoffe dienen sich gegenseitig und helfen einander zum rechten Verständnis. Über die Behandlung der biblischen Geschichte enthalten die Vorreden kurze, aber sehr beherzigenswerte und treffende Winke. Vielfach stieß man sich an der Forderung, daß dem gehörigen Vorerzählen mit Ausschluß des Abfragens gleich das Wiedererzählen der Kinder folgen solle. Einsichtige Lehrer haben durch den Versuch, es so zu machen, geradezu dem biblischen Geschichtsunterricht neues Leben zu geben gelernt. Hechtenberg war der Ansicht, daß das Abfragen des Textes den Gesamteindruck wieder verwische, die Kinder zerstreue und oft ermüde, den Lehrer aber zu vielen unnötigen und oft sehr oberflächlichen Fragen verführe. Erst nach dem Versuche, die Kinder wiedererzählen zu lassen, könne der Lehrer wissen, was der Erklärung bedürfe. Beim Erzählen der Kinder sollen diese nach Inhalt und Form völlige Freiheit der Darstellung haben. Halten sie sich an das Wort des Lehrers, was ihnen ja leichter fällt, so ist es gut; vermögen sie aber die Worte selbst zu finden, so ist es noch besser; denn das ist ein Zeichen, daß sie die Geschichte erfaßt haben.

Die „Bibl. Geschichten“ sind Hechtenbergs p ä d a g o g i s c h e s M e i s t e r w e r k. Sie haben viele Nachahmer und in Westfalen große Verbreitung gefunden. Für Hannover und Schleswig-

Holstein hat nach Hechtenbergs Tode der Verleger besondere Ausgaben der „Biblischen Geschichten" veranstalten müssen.

Hechtenberg, dem überzeugungstreuen Protestanten, war es besonders schmerzlich, daß er in vielen evangelischen Schulen eine große Unwissenheit in der Reformationsgeschichte fand. Er erzählte einmal, wie es ihn tief geschmerzt habe, von einem Hauptmann zu hören, daß er von Rekruten aus rein evangelischen Gegenden keine Antwort habe erhalten können auf die Frage: Warum nennt ihr euch evangelisch? Hechtenberg kam immer wieder darauf zurück, daß unser evangelisches Volk ausgerüstet werden müsse, über seinen Glauben Rede und Antwort stehen zu können. Die Schule solle dazu an ihrem Teile durch fleißige Behandlung der Reformationsgeschichte (Verfügung S. 560) mitwirken. Lehrern und Schülern bot Hechtenberg dazu eine Handreichung in seiner Schrift: Bilder aus der Kirchengeschichte.[1] In einfacher, herzerquickender Sprache werden die Hauptthatsachen der Kirchengeschichte in dieser Zugabe zu den Biblischen Geschichten erzählt. — Hechtenberg bereitete hierauf eine kurze Auslegung des lutherischen Katechismus und der Perikopen vor; der Tod ließ allzufrüh die Hand erkalten, aus der die Eingeweihten noch manche köstliche Gabe für einen segensreichen Volksschulunterricht erwarten durften. Hechtenberg verschmähte es, für seine beiden Schulbücher Reklame machen zu lassen; nichtsdestoweniger gewinnen sie nach seinem Tode von Jahr zu Jahr größere Verbreitung.

Wie hervorragend ideal und zugleich praktisch Hechtenberg die Schulfrage auffaßte, zeigte er 1891 in einem durchschlagenden öffentlichen Vortrage in dem Cyklus, der in Minden in jedem Winter zum Besten der Gustav-Adolfs-

---

[1]) Bilder aus der Kirchengeschichte. 80 S. 3. Aufl. Pr. 30 Pf. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Stiftung stattfindet. Der große Saal des Vereinshauses war voller, denn sonst. Man erwartete etwas von ihm; aber der Vortrag übertraf alle Erwartungen. Er ist dann auf Verlangen gedruckt worden und sollte keinem Lehrer, aber auch keinem Schulinspektor unbekannt sein. „Wie gewinnt die Schule Einfluß auf die Gestaltung des Lebens ihrer Schüler?"[1] Einige Sätze mögen ihn charakterisieren. „Es hat in unsern Schulen hauptsächlich an der notwendigen Vertiefung des Unterrichts gefehlt." „Die Schule wird nimmer die ihr mögliche Bedeutung für das Leben gewinnen, solange in ihr der Götzendienst des Wissens herrscht." „Die Schule muß für die von ihr gelehrten Unterrichtsstoffe die Liebe der Schüler gewinnen und ihnen damit einen sichern Einfluß auf die Gestaltung des späteren Lebens verschaffen." „Die Gestaltung des Lebens ist nicht vom Wissen, sondern vom Willen abhängig." „Im Willen liegt der Zugang zur Sünde und zum Heil. Unglaube und sittliche Mängel sind nicht Folgen mangelnder Erkenntnis, sondern mangelnden Willens." „Die Bildung des Willens und nicht die Häufung des Wissens muß das Ziel aller Jugenderziehung sein." „Da der Wille im Gedankenkreise wurzelt, so muß die Schule dem Willen ein brauchbares edles Gedankenmaterial verschaffen, aus dem er seinen Inhalt empfange." „Dies Gedankenmaterial kann nur dann bestimmend auf den Willen wirken, wenn es zu völliger Beherrschung und dauerndem Besitz gebracht ist." „Nur das Vollendete ist brauchbar." „Der Lehrstoff muß auf das für das künftige Leben der Schüler durchaus Unentbehrliche beschränkt werden." „Das Meisterstück dieser Beschränkung soll darin bestehen, daß auf allen Unterrichts-

---

[1]) Wie gewinnt die Schule Einfluß auf die Gestaltung des Lebens ihrer Schüler? Auch ein Beitrag zur Schulreform. 40 Pf. Gütersloh, C. Bertelsmann.

gebieten nur das Hervorragende, Bedeutsame, Lebenwirkende, Unentbehrliche, alles das, was eine bestimmte Aufgabe im Leben erfüllen soll, ausgewählt wird, daß dagegen alle Stoffe, die diesen Stempel nicht tragen, als entbehrlich und zeitraubend unnachsichtlich beseitigt werden.“ „Für diese guten, edlen, dem Leben dienenden Lehrstoffe ist die Liebe und das Interesse der Schüler zu gewinnen und zu erhalten.“ „Die notwendige Vorbedingung dafür ist nicht die Passivität, sondern die Aktivität der Schüler beim Unterricht.“ „Die Arbeit an interessanten Gegenständen ist des Schülers Freude.“ Von dem Geschrei über die Überbürdung sagt Hechtenberg: „Ist diese Empfindung, daß die Schularbeit eine Überbürdung sei, wirklich berechtigt, so ist vom Standpunkt der Erziehung aus auch das härteste Urteil, das über die Schulen gefällt wird, ein gerechtfertigtes.“ „Das hohe Ziel der Gewinnung des Willens erreicht die Schule aber nicht allein durch die lebendige Mitteilung edler und lebensvoller Stoffe und eine das Interesse erweckende Methode, — es muß auch eine tüchtige und würdige Lehrerpersönlichkeit Stoff und Methode durchdringen und verklären.“ „Worte sind Zwerge, das Beispiel ist ein Riese.“ „Die Liebe zu allem Hohen und Edlen, zu Gott und den Menschen, zum Vaterland und zur Kirche, zur natürlichen und sittlichen Welt wird am sichersten im Kinde geweckt und befestigt, wenn sie im Lehrer Gestalt gewonnen hat, wenn er lebt, was er lehrt. Sein Andenken wird dann als ein guter Genius die Schüler durchs Leben geleiten und in einem besonderen Sinne das herrliche Schriftwort erfüllen: Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Die angeführten Sätze geben zwar einen kurzen Überblick über den Gedankengang des Vortrages, aber die Leben gebende Einkleidung, welche alle Zuhörer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgen ließ,

muß man im Vortrage selber suchen. Freilich fehlt einem dann beim Lesen doch noch die Persönlichkeit Hechtenbergs, und „wie es ihm von Herzen ging.“ — Noch mächtiger war der Eindruck des zweiten öffentlichen Vortrages,[1]) den Hechtenberg bei der von dem Kreislehrerverein veranstalteten öffentlichen Gedächtnisfeier Pestalozzis im Winter 1896 hielt. Lehrer und Schulfreunde füllten den großen Saal in der Tonhalle, alles Leute, denen der Mann, über den gesprochen werden sollte, und auch der Mann, der sprechen wollte, lieb und wert war. Wenn die Zuhörerschaft einem das Wort vom Munde nimmt, strömt es um so begeisterter heraus. So war es an jenem Abend. Hechtenberg führte das Leben Pestalozzis in seiner Entwicklung mit einfachen Worten, aber mit zündender Begeisterung vor. Schon der Eingang, wo Hechtenberg darauf hinwies, daß Pestalozzi nicht nur als Pädagoge, sondern auch als Patriot zu feiern sei, zu dem die Männer der preußischen und deutschen Erhebung sehnsüchtig und hoffnungsvoll hingeblickt hätten als zu dem Manne, von dem man lernen könne, was zur Wiedergeburt des Volkes gehöre, und dessen Geist mit seinem glühenden Ringen um die sittliche Erneuerung des Volkes damals und das ganze Jahrhundert hindurch belebend und befruchtend auf die preußische und deutsche Volksschule eingewirkt habe, daß die Erhebung und Erstarkung Wahrheit geworden, riß aller Herzen fort. „Wir alle nennen uns noch heute mit Stolz seine Jünger, und dürfen wir in aller Bescheidenheit einen Anteil an Preußens Erhebung mit Recht für unsere Arbeit in Anspruch nehmen, so gebührt der Dank Pestalozzi.“ Tragisch wirkte es dann, als wir miteinander verfolgten, wie der für Volkserziehung glühende Mann einen Anlauf nach

---

[1]) Zum Gedächtnis Pestalozzis. Herausgegeben von W. Heinze. 40 Pf. Gütersloh, C. Bertelsmann.

dem andern nahm, aber nie zum Ziele kam, weil ihm die Fähigkeit, das Steuer zu führen, fehlte. Aber der Schluß versöhnte. „Seine Gedanken, aus heiliger Liebe geboren, sind Gedanken des ewigen Lebens und hören wie die Liebe nimmer auf.“ „Trotz alles Mißgeschicks gehört Pestalozzi zu den Sternen erster Größe am Himmel der Pädagogik. Ihm verdanken wir die psychologische Grundlage und das ethische Ziel der Erziehung, ihm die Idee der harmonischen Ausbildung aller Kräfte, ihm die Forderung des Anschauungsunterrichts. Er hat den Anstoß dazu gegeben, daß sich die Pädagogik zu einer Wissenschaft entwickelte. Auch Herbart war sein Schüler. Pestalozzi hat für die Idee einer besseren Volksbildung Fürsten und Staatsmänner gewonnen und den Lehrern die Bedeutung ihrer Aufgabe zum Bewußtsein gebracht. Er ist der Führer der pädagogischen Entwicklung geworden. Die Unterrichtstechnik hat seit ihm große Fortschritte gemacht; aber seine Gedanken sind fortdauernd die Fundgrube pädagogischer Weisheit und harren noch immer ihrer vollen Ausnutzung. Mit Bewunderung blicken wir auf zu seiner frommen, lauteren, edlen Persönlichkeit. In Gottvertrauen, Aufopferungsfreudigkeit, Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit, in glühender Begeisterung für Menschenwohl und Menschenbildung ist er den Lehrern aller Zeiten ein leuchtendes Vorbild geworden. Möge es uns allen zum täglichen Bedürfnis werden, für unsere Berufsarbeit uns zu erwärmen an dem heiligen Feuer, das in der Brust dieses Mannes der Kraft und der Liebe glühte!“

Wahrlich, bei Hechtenberg war dieser Wunsch keine Phrase, aus ihm glühte einem der Pestalozzische Idealismus entgegen; aber auch der praktische Sinn und die Fähigkeit, das Steuer zu führen, war ihm in reichem Maße gegeben. Wer hätte damals gedacht, daß der Mund, der

so warm gesprochen, sich so bald auf immer schließen würde! Er hatte in diesem zweiten Vortrage Pestalozzis letzte Schrift, seine Lebensschicksale, seinen Schwanengesang genannt. Jetzt heißt dieser Vortrag in Lehrerkreisen „Hechtenbergs Schwanengesang.“ Er ist nach Hechtenbergs Tode gedruckt worden und jedem seiner dankbaren Lehrer ein teures Vermächtnis.

6. Kapitel.

Daheim bei den Seinen.

Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!
Fröbel.

Wie Hechtenberg zu seiner Frau gekommen ist? Im Herbste 1875 an einem schönen Sonntag-Nachmittage war es, als er seine nachmalige Frau auf dem Gute ihres Oheims zum ersten Male sah. Er war ein schöner, blonder Mann. Auf seiner hohen Stirn thronte der Verstand und jene unwiderstehliche Autorität, vor der man sich willig beugt. Seine tief-blauen Augen strahlten Feuer und Leben; mit zauberischer Gewalt zog dieses Augenpaar die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich, und wem aus Hechtenbergs Auge je ein Strahl der Freundschaft in die Seele drang, der ließ nimmer wieder von ihm. Seine Adlernase und seine ausgeprägten Gesichtszüge ließen auf Entschlossenheit und Willenskraft schließen; seine Mundwinkel umspielte dann und wann ein Zug von Ironie, ja Sarkasmus, den jedoch seiner wunderlieben Augen Licht milderte und verklärte. — Nachdem Hechtenberg der Nichte des Hauses, Frl. Therese Siebigk, vorgestellt war, wandten sich beide um; Frl. Siebigk mußte sich noch einmal umsehen, er entsprach demselben Verlangen, es trafen sich ihre Blicke, sie erröteten, lächelten: da war's um sie geschehn. Hechtenberg verkehrte nun oft bei Oberamtmanns, feierte auch stets das Weihnachtsfest auf dem Klostergute, da seine ferne Heimat sich für ihn bereits geschlossen hatte. Am

2. Oktober 1878 war in Zerbst die Hochzeit; Hechtenberg führte seine junge, stattliche Frau in seine Dienstwohnung nach Neuzelle. Es begann ein glückliches Familienleben. Die jüngeren Lehrer des Seminars fühlten sich in Hechtenbergs Heim wie zu Hause. Im Sommer 1879 wurde Hechtenberg sein ältestes Töchterlein, Gertrud genannt, geboren, ein schwächliches Kind. Hechtenberg, ein ausgezeichneter Krankenpfleger, hegte und pflegte das Kind auf seinen Armen, trug es auch unter den leuchtenden Christbaum; im Februar 1880 starb das vielgeliebte Kind. Tiefe Trauer senkte sich in des Vaters Herz, „wie man klaget ein einiges Kind — —, wie man sich betrübet um ein erstes Kind.“ Sach. 12, 10. In Alfeld wurden Hechtenberg 1882 im Mai wiederum eine Tochter Marie und im Oktober 1883 Zwillinge, Katharine und Margarete, geboren. Letztere starb sieben Wochen nach ihrer Geburt. Die beiden überlebenden Kinder waren des Vaters größte Freude. Besonders hat er bei seiner Tochter Marie von ihrer Kindheit an sorgfältig psychologische Beobachtungen angestellt und Aufzeichnungen darüber gemacht. In Minden wurde Hechtenberg 1888 eine Stunde nach seinem eigenen Geburtstage sein jüngstes Töchterlein Magdalene geboren, sein „Geburtstagskind,“ sein „Christkindchen.“ „Wie leuchtete Freude und Dank“, so erzählt der Hechtenberg befreundete Pastor C. über Lenchens Tauffest, „aus des Vaters Augen, wenn er auf das neugeborne Kindlein blickte! Wie schlicht und herzlich waren die Worte, welche er beim Taufmahl an die Paten richtete! Die beiden älteren Mädchen durften an der Festtafel mitsitzen. Sie bestürmten den Vater mit allerlei Fragen, die er mit großer pädagogischer Weisheit beantwortete. — Die kleine Lene hat nicht lange das Glück gehabt, den trauten Vaternamen nennen zu dürfen. Ich sehe sie noch im schwarzen Kleidchen erschrocken und verschüchtert in der Nähe des väterlichen Sarges stehen,

nicht ahnend, wieviel ihr genommen war. Aber sie darf die traute, süße Erinnerung durchs ganze Leben mitnehmen, daß sie des Vaters besondere Freude gewesen ist." — Hechtenberg war bemüht, seinen Kindern eine frohe Jugend zu verschaffen, daß der lichte Schein aus dem Elternhause sie ins Leben hinaus begleite und sie vor vielem bewahre. Niemals kehrte er von seinen Dienstreisen heim, ohne seine Kinder durch eine mitgebrachte Gabe zu erfreuen.

„Denn niemals kehrt er heim, er bracht euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen." Tell IV, 3.

Bot nun das liebe Westfalenland auch keine Alpenblumen, seltene Vögel und Ammonshörner, ein paar Blumen aus Wiesen und Feldern, ein Stück Zucker oder einige Krachmandeln, die er sich vom Nachtisch der besuchten Gasthöfe aufgespart hatte, eine Apfelsine oder ein Apfel von der Obstfrau am Bahnhofe verfehlten nimmer ihre Wirkung, Freude und Dankbarkeit in seinen Kindern zu erwecken. — Um die Weihnachtszeit wurde Hechtenberg ein Kind unter seinen Kindern. Knecht Ruprecht spielte in dieser Zeit für die Kinder eine große Rolle. Auf des Vaters Geheiß mußten sie eine Düte voll Hafer aus der Stadt holen, damit das Pferd des Ruprecht Futter vorfinde, stehen bleibe, und er selber Zeit fände, reichlich Gaben hinabzuwerfen. Einzig schön und lieblich gestaltete der Vater die Christfeier selbst. Glückstrahlend sang er mit seiner Frau, den Kindern und den beiden Mägden, langjährigen Hausgenossinnen, unter dem brennenden Christbaume, den er selber herrlich geschmückt hatte, unsere fröhlichen Weihnachtslieder. Eine kurze Ansprache, und ein jeder fand hochbeglückt sein Weihnachtsgeschenk. Die Dienstboten mußten den ganzen Abend in der Familie feiern, wie sie denn auch stets zur Familie gerechnet

und oftmals als „Kinder" angeredet wurden. — Hechtenberg behielt das ganze Jahr hindurch diese Weihnachtsfreude in seinem Herzen; kein Wunder darum, daß ein jeder, der sein Haus betrat, gern darin geweilt hat. Der Besuch seiner Freunde war ihm das höchste Glück; wie liebenswürdig und anregend war er bei solchen Besuchen in seinen vier Pfählen! Aus dem reichen Vorrat seiner Erfahrungen Altes und Neues oft in humoristischer Form darbietend, wirkte er stark auf die Lachmuskeln seiner Zuhörer ein, und wenn die englische Gesundheitsregel richtig ist: A hearty laugh is as good as a day at the sea-side, dann nimmt Hechtenberg keinen geringen Rang unter den Gesundheitsräten und Wohlthätern der Menschheit ein. — In Minden mußte Hechtenbrg eine ungesunde Wohnung beziehen; er beschloß, sich ein eigenes Haus zu bauen. Tagtäglich war er mit den Kindern in dem Bau und war hoch erfreut zu sehen, wie sich Stein auf Stein fügte. Selten wohl hat jemand an einem Hausbau, für den die beiden Ehegatten zwölf Jahre lang gespart und sich gar manches versagt hatten, was andere in gleicher Stellung genossen hätten, solche herzinnige Freude gehabt. Als das neue Heim soweit eingerichtet war, daß er seinen Hausgarten anlegen konnte, da hat er alles mit seinem 75jährigen Arbeitsmann Schütte eigenhändig gesetzt und gepflanzt. Hechtenberg war von Jugend auf ein Freund und Beobachter der Natur. „Der große Seminargarten in Neuzelle", so berichtet seine Frau, „bereitete meinem Manne die größte Freude. Oft mußte ich ihn mir suchen, wenn wir zu Mittag essen wollten. Dann fand ich ihn wohl am Ufer eines kleinen Flusses kauern, der den Garten durchfloß, und nach irgend etwas fischen oder etwas beobachten. Er war stets ein großer Naturfreund." Das erste Schneeglöckchen, das erste Veilchen, die erste Rose des Jahres brachte er seiner Frau. Wem er wohl wollte, dem pflückte er selbst Blumen oder Sträuche aus seinem

Garten. Als ihm acht Tage vor seinem Tode das Mädchen die schöne Ernte von dem ihm besonders lieben Gravensteiner Baume brachte, sagte er mit Thränen in den Augen: „Was für ein Reichtum und Segen! Gebt nur auch andern davon!" Die letzte Blume, die er gesehen, war eine Monatsrose von Veilchen umgeben, die ihm aufs Krankenlager gebracht wurde. Er roch den Duft der Rose und fragte sodann: „Rosen sind doch nicht blau?" „Es sind auch Veilchen dabei," wurde ihm gesagt. „Ach ja, Veilchen," sagte er. — „Ach, diese sonnigen Tage!" erzählt seine Gattin, „wenn der Vater mit seinen Kindern im Garten spielte, sang oder arbeitete. Alles wurde zum Vergnügen, wobei er war. Wie freute ich mich auf die Mittags- und Abendzeit! Wir saßen stets sehr lange bei Tisch, unser Papa liebte das so. Und wie herrlich erzählte er dabei! Wie wußte er uns die unbeliebte Suppe so angenehm zu machen, daß wir uns freuten, wenn die Suppe erschien, weil der Papa sie so gern mochte!"

„Schon von ganz klein an," fährt Hechtenbergs Gemahlin fort, „hat er großen Einfluß auf die Kinder gehabt; wenn niemand sie beruhigen konnte, brauchte er sie nur auf den Arm zu nehmen, und sie schwiegen. Waren sie krank, so wußte er auch in diesem Zustande so schön mit ihnen umzugehen. Er war ihnen Vater, Lehrer und Spielkamerad. Seine Erzählungen sind ihnen unvergeßlich geblieben. Nur wenn er sehr leidend war, konnte er die Kinder nicht um sich haben; dann durfte nur ich bei ihm sein. Ich überließ die Kinder gänzlich seinem Einflusse und mischte mich nicht in seine Erziehung. Wenn ich aber einmal etwas an ihnen zu tadeln hatte, fand ich stets bei ihm Unterstützung. Nie hat mein Mann in Gegenwart der Kinder ein tadelndes Wort zu mir gesagt; nie sprach ich hinein, wenn er den Kindern etwas verwies. —

Die ältesten Kinder haben bis zu seiner letzten Krank-

heit allen Unterricht bei ihm gehabt. War er indessen verreist, so übernahm ich den Unterricht der Kinder. Gänzliche Ferien kannten sie nicht. Marie war noch nicht fünf Jahre, Käthe erst vier Jahre alt, als sie lesen lernten — und überraschend bald konnten! Magdalenen lehrte mein Mann das Lesen; den andern Unterricht mußte er mir überlassen, weil der Altersunterschied der Kinder zu groß war. Las er mit den älteren Kindern, und wenn es auch Shakespeare war, so hätte niemand das kleine Kind vom Zuhören zurückgehalten! Auch schrieb sie zuweilen beim Papa. Oft hörte man nach dem Unterricht das fröhliche Leben durchs ganze Haus. Sie spielten dann oben in Papas Zimmer „wildes Tier" und „Menagerie" und stellten alles kreuz und quer. Papa selbst ging mit ihnen über Tisch und Bänke. Turnen ließ er alle drei jeden Tag. Auch den Musikunterricht gab er ihnen selbst, an jedem Tage eine Stunde. Dann ließ er alle drei singen, besonders schön war es vor Weihnachten. Marie hat dadurch eine große Sicherheit im Choralsingen bekommen. Mein Mann selbst sang sehr sicher und gern; er hatte eine Tenorstimme. Naturkunde gab der Vater bei Spaziergängen in der freien Natur." „An meinen beiden Mädels", sagte Hechtenberg einst zu dem ihm befreundeten Pfarrgeistlichen C., „bekommen sie Konfirmandinnen, welche wenigstens durch keine falschen Methoden verdorben, sondern urwüchsig geblieben sind. Da sie mit andern Kindern nie zusammen unterrichtet sind, werden sie über jedes, was ihnen im Unterrichte unverständlich bleibt, sofort Aufschluß erbitten; aber sie werden sich sodann bald in alles hineinfinden." Und so war es! Es ist ein ganz anderer Verkehr zwischen diesem Vater und seinen Kindern gewesen, wie man wohl sonst findet. Der Vater war in allem ihr Vertrauter. Doch hielt er sie in strenger Zucht; aufs Wort, ja auf den Blick mußten sie gehorchen, sonst strafte er sie sogar körperlich. Nie aber ist der

Vater der Popanz gewesen, wie man ihn in so vielen Häusern findet. Das „warte nur, wenn Papa kommt, dann werde ich es ihm sagen" haben diese Kinder nicht gekannt! Herrliche Spaziergänge machten sie mit dem Vater, von denen sie, die Botanisiertrommeln und Hände voller Schätze und Blumensträuße, die Kleider stets voller Flecken! dennoch glückstrahlend zurückkehrten. Die Mama konnte sich beim Anblick der frohen Gesichter leicht über ein verdorbenes Kleid hinwegsetzen, wenn sie ihr so fröhlich ihre Blumen boten — und nur Papa schalt über verschuldete Unsauberkeit! So sehr er es liebte, daß die Kinder hübsch angezogen waren, litt er doch nie kostbare Kleidungsstücke. Einmal sollten sie gestickte Kleider haben, sie kosteten zusammen für alle drei neun Mark. Er sagte nachher bedenklich: „Drei Kinderkleider neun Mark!" Und Marie und Käthe waren schon große Mädchen. Doch waren wir auch in dieser Ansicht eines Sinnes wie bei der ganzen Kindererziehung. Mittwoch und Sonntags abends lasen wir mit den Kindern, die andern Abende las ich vor. Er pflegte dann im Schlafrock in der Sofaecke zu sitzen und die Augen zu schließen. Doch kam er nie vor neun Uhr ins Wohnzimmer; bis dahin arbeitete er auf seinem Zimmer. In den letzten Jahren ging er früh halb sieben Uhr nach der Porta hinaus, d. h. er fuhr bis an den Fuß des Berges und stieg hinauf. Dann kam er mit dem Zuge um neun Uhr zurück. Hierauf frühstückte er, erzählte mir eine Weile etwas, unterrichtete die Kinder und ging um elf Uhr nach der Regierung, von wo er um zwei Uhr zurückkehrte. Nun wurde zu Mittag gegessen, dann ging es bis 3½ Uhr in den Garten. Hierauf war die Musikstunde, wobei Papa seinen Malzkaffee trank; nun folgte der andere Unterricht, der fast bis sieben Uhr dauerte. Um halb acht Uhr wurde zu Abend gegessen; die geliebte Suppenschüssel erschien nunmehr, und der Papa war unerschöpflich im Aufzählen

der Vorzüge des Suppenessens! Dann arbeitete er auf seinem Zimmer bis neun Uhr; um diese Zeit kam mein Mann ins Wohnzimmer, wir lasen, plauderten, berieten, und zwischen zehn und elf Uhr gingen wir zur Nachtruhe. So war es Tag für Tag. Wenn wir abends durch das Zimmer der schlafenden Kinder gingen, sagte er oft leise zu mir: „Des Hauses Schätze!“

7. Kapitel.

Sein Ende.

Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. Jer. 31, 3.

Hechtenberg kam schon mit geschwächter Gesundheit nach Minden; die Strapazen des Feldzuges waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er klagte oft über Schmerz und Druck auf dem Kopfe. Sein starker Geist ertrug dieses Leiden geduldig. Folgenschwerer wirkte eine Erkältung, welche er auf einer Dienstreise im Kreise Halle i. W. sich zugezogen, die Lungen- und Rippenfellentzündung zur Folge hatte. Trotz seines Sträubens, — man sollte an seinem Körper nicht schneiden — mußte der Arzt ihm das Rippenfell durchstechen, um das entstandene Wasser zu beseitigen. Das drückte den Kranken tief nieder. Dieses Leiden war der Anfang vom Ende; das weitere Leben war nur ein Kämpfen und Ringen nach der alten Kraft und Ausdauer. — Hechtenbergs Losung war sonst: Kein Sonntag ohne Kirchgang, — nun erlebte er es öfter im Gotteshause, daß das Blut aus den Adern des Kopfes wich; — er mußte, um nicht ohnmächtig zu werden, eilig dann ins Freie stürzen. So sah er sich gezwungen, sonntäglich im Hause seine Erbauung zu suchen.

Nach vielen vergeblichen Versuchen, seine Kräfte, seine Lungen und Nerven zu stärken, besuchte er im Sommer 1894 die Heilanstalt des Pfarrers Kneipp. Neubelebt kam

er wieder. Wie humorvoll wußte Hechtenberg die Vorträge Kneipps wiederzugeben; aber wie war auch dessen Methode sein letzter Hoffnungsanker! Er that mehr in seiner Herzenssorge, als Kneipp forderte. Alle Einsprüche seiner Familie und Freunde fruchteten nichts. „Im Frühjahr 1896," so erzählt der Hechtenberg befreundete Pastor C., „fuhr er täglich um 7 Uhr früh nach einem kalten Bade zur Porta, bestieg den Berg und wanderte barfuß auf verborgenen Laubpfaden, um sodann gegen 10½ Uhr erst daheim das erste Frühstück einzunehmen und seine Arbeit zu beginnen. Wehmut beschlich mich, als ich auf solchem Frühgange einmal sein Begleiter war. Wie kämpfte der Heimgegangene, um seine alte Kraft zurückzugewinnen, um sein Leben zu erhalten!

Da in den ersten Tagen des Juli 1896 erkrankte er plötzlich aufs neue an Lungenentzündung, zum Schrecken seiner selbst, der Seinen und seiner Freunde. Aber die dunkle Wolke schien noch einmal vorüberzuziehen. Ich traf nach acht bis neun Tagen den Kranken eines Nachmittags schon wieder im Schlafrock auf der Gartenbank sitzend. Sein Husten und sein fahles Aussehen erschreckten mich zunächst. Aber als der Patient, nachdem wir über sein Leiden geredet und ich ihm Trost zugesprochen, amtliche Dinge, welche ihn gerade beschäftigten, zum Gegenstande des Gesprächs wählte; als er später bei meinem Fortgehen mit mir durch den Garten wandelte und mit der Rosenschere an seinen Rosen herumschnitt, ging ich mit der frohen Hoffnung heim, daß Gott der Herr ihn den Seinen und uns noch lassen würde.

Die Akten wurden ihm von der Regierung ins Haus gebracht, wo er sie in seiner raschen, klaren und sachlichen Weise erledigte. Gearbeitet hat er bis kurz vor seinem Tode. Da sank ihm die Feder aus der Hand. Gott hatte es anders beschlossen, als wir dachten. Aus der Lungenentzündung entwickelte sich plötzlich wieder Rippenfellentzündung. Zwölf

Wochen hat die Familie im Verein mit zwei Ärzten um sein Leben gekämpft, um es dann doch in die Hand dessen zurückzulegen, der es einst gegeben. — Welch lange Zeit des Hangens und Bangens, der Furcht und Hoffnung! Welch heiße Prüfungsstunden für den Heimgegangenen! Er wollte in der Stille allein sein Kreuz tragen, und ließ darum keinen Besuch vor; auch sein treuer Freund, P. L. in B., sollte den Anblick seiner Leidensgestalt nicht haben; ohne Wissen des Kranken schaute er durch die Thürspalte mit Weh im Herzen und unter Thränen den zum Tode erschöpften Freund. Außer den Angehörigen, Ärzten und Pflegern durfte ich öfter den Kranken sehen. Deutlich trage ich sein Bild im Herzen, wie er, auf dem Ruhebett des Wohnzimmers liegend — das Auge so klar, die Wange so bleich — mit seiner alabasterweißen Hand die meine ergriff und wie in gesunden Tagen kräftig drückte. Er hörte gern dann ein Gotteswort; wir schieden nie ohne Gebet. Besonders tröstete ihn die Stelle Jes. 38 vom König Hiskia, dessen beschlossener Tod von Gott in eine neue Gnaden- und Lebensfrist von 15 Jahren auf sein Gebet hin gewandelt ward. An einem Tage, an dem er besonders weich gestimmt war, sagte er: „Mein Leben gäbe ich gern meinem Gott zurück, aber der Gedanke an Weib und Kinder läßt mich bitten: „Ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir."

Wochenlang haben wir froh zu Gott gehofft, daß der Kelch wirklich noch einmal vorübergehe. Aber, „je länger das Leiden, je gewisser der Tod." Bald mußte der liebe Kranke ständig das Bett hüten, das Leiden und die Schwachheit nahmen zu. In stillen, nächtlichen Stunden hörten seine Pfleger den Entschlafenen oft kindlich gläubig, ja herzbeweglich reden und ringen mit Gott. — „Es lag schon ein verklärter Schein über seinem Antlitz", so berichtet seine Gattin über seine letzten Tage, „und sein Mund lächelte und sprach

freundliche, liebe Dankesworte zu allen, die ihm etwas reichten. Sehr erfreut haben ihn einige Heidekrautsträuche, die ihm geschenkt wurden. Er ließ sie sich vor sein Bett stellen. Auch bekam er viel Obst und andere Dinge geschickt, und er meinte stets: „Was ist das nur? Die Leute schicken mir so viel! Wie sollen wir das wieder gut machen?“ Mit Thränen in den Augen ließ er mich eines Tages seine Dankesworte für eine schöne Weintraube sagen, die ihn sehr erquickt hatte. — Er konnte so wenig genießen. — Mir kam er in seiner Krankheit wie ein flügellahmer Adler vor, und das Herz ist mir fast gebrochen, als ich sah, wie er abnahm. Er ist nicht eher zufrieden gewesen, als wenn ich still neben ihm saß. Viel habe ich ihm vorlesen müssen. Zehn Tage vor seinem Tode sprach er immer von dem, was er thun wolle, wenn er wieder gesund sei; in den letzten acht Tagen nicht mehr.“

„Am Tage vor dem Abschied aus diesem Leben stand ich zum letzten Male“, so berichtet P. C., „an seinem Krankenbett; mir ahnte, daß die Erlösung nicht mehr ferne sei. Die Schwachheit war groß. Wehmütig blickte der Entschlafene mich an; — diesen vielsagenden von einem Seufzer begleiteten Blick werde ich für dieses Leben nicht vergessen!

Am andern Morgen, dem 30. September, stand ich früh zehn Uhr am Sterbebett, der Dulder hatte soeben seinen Geist ausgehaucht. Sein Antlitz trug in diesem Augenblick die Spuren des heißen Leidenskampfes eines vollen Vierteljahres. Später hatte der Tod alles Leid abgestreift. Ein friedlich schlummerndes, ja verklärtes Antlitz ruhte auf dem Kissen, auch die wenigen ergrauten Haare hatte der Tod wieder blond gefärbt.“

Die Kunde von Hechtenbergs Heimgange verbreitete ringsum Trauer; wohl wenige Entschlafene sind gleich ihm betrauert worden. Schon am folgenden Tage erließ die Mindener Regierung folgenden Nachruf:

„Gestern verschied hierselbst nach längerem schweren Leiden der Königliche Regierungs- und Schulrat Herr Hechtenberg. Ausgestattet mit reichen Gaben des Geistes und des Herzens, zeichnete der Entschlafene sich durch treue Pflichterfüllung und völlige Hingabe an seinen Beruf aus. Was er durch umfassende Kenntnisse und gereifte Erfahrungen im Dienste des Volksschulwesens gewirkt und gefördert hat, wird unvergeßlich bleiben. Wir verlieren in ihm einen liebenswürdigen Mitarbeiter, dessen Andenken stets bei uns in Ehren bleiben wird.

Minden, 1. Oktober 1896.

Der Präsident und das Kollegium der Königl. Regierung."

Es kam der Tag der Bestattung, der 3. Oktober, ein Samstag. Düstere Wolkenschleier lagerten über der altersgrauen Stadt Minden, und der Herbstwind spielte schon mit den ersten fallenden Blättern der rauschenden Baumzweige. Eine große Trauergemeinde versammelte sich am Sarge des Entschlafenen in seiner Wohnung an der Rodenbeckerstraße. Pastor Cordemann, Hechtenbergs Seelsorger und Freund, sprach sodann nachstehende „Worte des Trostes", die alle Zuhörer sichtlich ergriffen:

„Von so manchen dunklen Fäden ist das irdische Leben durchzogen, aber unter allen Schmerzensstunden, die uns schlagen, ist keine schmerzlicher, keine beugender als die Stunde, da man am Sarge eines geliebten Menschen steht. Wenn sich die Bande lösen, welche die Liebe geknüpft hatte, wenn ein edles, treues Herz, an dem wir hingen mit aller Innigkeit der Liebe, das für uns schlug im Drange hingebender, selbstverleugnender Liebe, im Sterben stille steht; wenn auch das letzte, was von dem teuren Leben uns geblieben, hinweggenommen werden soll, da empfindet es die Seele so schmerzlich, was sie besaß und was sie nun verloren hat, da stellt

sich die Vergangenheit mit ihren frohen Stunden, mit ihren reichbeglückten Erfahrungen, mit ihrer trauten Gemeinschaft des Lebens und Liebens, des Gebens und Nehmens wie ein schöner Traum vor unsere tief gebeugte Seele und wir erfahren es, wie diese Abschiedsstunde doch die bitterste und schwerste ist.

Eine solche Abschiedsstunde und wahrlich eine selten herbe, selten dunkele und thränenreiche hat diesem Haus, dieser Familie und uns allen geschlagen. Was wir seit Monaten bald schmerzlich besorgten, bald gnädig abgewandt meinten, oder mit heißem Gebetsringen noch abzubitten hofften, — es war doch beschlossen in des Allmächtigen Rat: dieses edle Herz hat ausgeschlagen, diese treuen Augen haben sich für diese Zeit im Tode geschlossen, dieses teure Leben des treusorgenden, heißgeliebten Gatten und Vaters, Bruders, Anverwandten und Freundes hat sein Ziel gefunden für diese Welt.

Vor unserm Auge, die wir heute in dieser Abschiedsstunde unserm Bruder und Freund den Scheidegruß der Liebe entbieten wollen, steht die volle Persönlichkeit des Vollendeten mit der doppelten Arbeit seines Lebens und Sterbens. Und mir ist's, als ob ein anderer Mund das Zeugnis spräche, mit welchem der Geist dem Seher Johannes befohlen, die Gemeinde zu Ephesus zu trösten: „Ich weiß deine Werke und deine Arbeit und deine Geduld und deinen Glauben."

„Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen." Dieses Wort Jakobi, des Apostels, möchte ich anwenden auf den Entschlafenen. Wohl ist es ein hohes, ein großes Wort. Nicht von jedem abgeschlossenen Leben darf es gesagt, nicht auf jeden Grabstein geschrieben werden. Aber daß wir's über diesen Sarg in Wahrheit schreiben dürfen, darin liegt ein kräftiger Trost für die, welche dieses

Leben, von oben ihnen geschenkt, in Gottes Hand heute zurückgeben müssen.

Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, nachdem er bewähret ist. Unser Bruder und Freund hat sich durch Gottes Gnade bewährt als Mensch und Christ im Leben wie im Sterben. Im Leben! welch ein inhaltvolles, reich gesegnetes Leben und Wirken bergen die 54 Jahre seiner so kurz bemessenen Wallfahrt in sich! Wahrlich ein seltener Bildungsgang — der des Entschlafenen — aber eine Laufbahn, die ihn durch reiche Erfahrung zu einer Autorität in seinem Beruf gemacht. Eine Fülle von Ämtern hat er bekleidet in rascher Folge, das leichtere immer mit dem schwereren, verantwortungsvolleren tauschend, — in allen aber hat er sich bewährt, in allen hat er der Schule, insonderheit der Volksschule gedient, für die heiße Liebe vom Elternhaus ihn bis zum Scheiden beseelte. Was der Verstorbene mit seinen über das Durchschnittsmaß weit hinausgehenden Gaben, mit seinem unermüdlichen Eifer und seltener Pflichttreue in seinem Beruf gewesen und gewirkt, ist hier nicht der Ort und jetzt nicht die Stunde zu schildern. Aber die Grundzüge seines edlen Charakterbildes sollen noch einmal vor unsere Seele treten: Der klare, reich gebildete, auf allen Gebieten des Wissens und Lebens bewanderte Geist; der mannhafte, zu seiner Überzeugung rückhaltlos und unerschütterlich stehende Charakter; die warme, feste, treue, patriotische Gesinnung, gleichbewährt auf Frankreichs blutigen Schlachtgefilden, wie in der Stille des Friedens; dieses natürliche Wohlwollen bei allem Ernst im Berufsleben und was das beste — das gläubige Herz, das in und nach Gottes Wort lebte und anbetete im Geist und in der Wahrheit. Eines solchen Mannes Hingang, der gewirkt, solange es Tag war, der so treu sich bewährt als Mensch und Christ, läßt eine schmerzliche Lücke im engeren und weiteren Kreis, dem er angehört hat. Den-

noch beugen wir uns unter Gottes Hand und danken ihm, daß er so viel uns in diesem Mann beschert und an ihm erfüllt hat seine Verheißung: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein."

Arbeit war sein Leben und hat es köstlich gemacht, und Arbeit, ach, eine schwere, heiße Arbeit war sein Sterben. Es stirbt sich schwer im besten Mannesalter von einem liebgewordenen Berufe weg; es stirbt sich schwer von einem geliebten Gattenherzen weg, auf welches das eigene Herz sich hat verlassen können in Lieb und Leid; es stirbt sich schwer, wenn drei Kinder das Sterbelager umstehen, die noch alle an des Vaters versorgende Hand gewiesen sind; es stirbt sich schwer, wenn das Herz eben angefangen hat frei aufzuatmen und hoffnungsvoll in die Zukunft zu schauen. Wir begreifen drum, wie beim ersten Gefühl der gebrochenen Kraft das Herz im bittern Weh sich krümmte. „Mein Leben," sagte mir in solcher Stunde der Entschlafene, „gäbe ich gern schon wieder meinem Gott, — aber der Gedanke an Weib und Kinder läßt mich bitten: „Ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir." Und als ich ein anderes Mal ihn hinwies auf den todkranken König Hiskias, dem Gott auf sein Gebet noch eine Spanne Zeit zum Leben gefügt, da leuchtete in seinen Augen der Wunsch: Ach möchte das Gott mir auch bescheren. Aber der Vater im Himmel hatte es anders beschlossen. Immer tiefer senkten sich die Schatten der Leiden. Jede Hoffnung auf Genesung wurde bald durch einen neuen Krankheitsanfall zertrümmert. Mannhaft hat der Entschlafene ausgehalten im Leidenssturm; als ein Christ hat er sich bewährt auf dem Sterbebett in der Anfechtung. Wer an seinem Krankenbett gestanden, wer ihn wie seine Pfleger oft in stiller Nacht hat so kindlich gläubig beten hören, der weiß und Gott weiß es auch, daß der Verblichene, der einst mit Eifer Theologie studiert, der hernach den Kindern den Heiland

so zeigen, die Weihnachtsbotschaft so begeistert verkünden konnte, eine persönliche Stellung zu seinem Gott und Heiland hatte und daß seiner Hoffnung Anker in Golgatha fest eingesenkt war. Als ihm am allerbängsten um das Herze war und des Leidens Wasser bis an die Seele gingen, da kam unversehens das Stündlein, wo er sein Leben aushauchend, sprechen durfte: Es ist vollbracht! „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen." Nun ist aus dem Kreuzträger ein Kronenträger geworden. Wo aber diese Krone schimmert, da ist der Kampf zum Siege geführt, — da ist kein Leid, keine Thräne und Schmerz mehr; wo diese Krone schimmert, da ist eitel Herrlichkeit und Seligkeit in Ewigkeit!

Hier aber am Sarge steht die trauernde Witwe, deren trautes Bethanien aus einer Friedenshütte nun zu einer Trauerstätte geworden. Auch was sie gelitten, gekämpft, gebetet in den letzten vier Monaten, sie eine Diakonissin am Krankenbett des Gatten, das weiß der Herr. Mit Thränen blickt sie zurück auf die achtzehn Jahre des vergangenen, ehelichen Glücks, mit Trauer schaut sie hinaus in die Einsamkeit einer freudenlosen Zukunft. Ach wie schwer wird es für sie werden an die Einsamkeit der Witwenjahre sich zu gewöhnen! Noch vor vier Monaten war alles in deinem Hause und Herzen so sonnig und heiter; ein echtes, häusliches Glück lag ausgebreitet, segensvoll über der ganzen Familie. Und nun ist mit einem Male die Gegenwart so hart und fremd und alles rings umher so kalt und finster, so hoffnungsleer und tot. Ach solch plötzlicher Zusammenbruch höchsten Glücks, innigster Zufriedenheit, der erschüttert auch das tapferste Herz!

Hier am Sarge des heißgeliebten Vaters steht ihr trauernden Kinder, schmerzlichst beweinend den besten, den

treuesten Vater und Freund, der euch mehr geliebt als sein Leben, eure Kindheit behütet, der jede Mußestunde eurer Ausbildung und Erziehung freudig gewidmet, der euch so lange eine sichere Heimat bot fürs Leben, dessen Freude und Hoffnung ihr so ganz waret. Nie wird des Vaters trautes Bild in eurer Seele erbleichen!

Hier steht ihr lieben Anverwandten und Hausgenossen. Gott segne euch für alle Teilnahme, Aufopferung, Hingabe, Hülfe und Liebe, die ihr dem Entschlafenen und den Verwaisten erwiesen. Auch ihr fühlt die schmerzliche Lücke, die des Todes kalte Hand zerrissen; unvergessen bleibt euch diese Leidens- und Sterbezeit. Und zittert nicht uns Freunden das Herz im Schmerz!? Wir haben viel in dir besessen, darum haben wir so viel mit dir verloren. Es ist uns leid um dich, mein Bruder Jonathan, so klagen wir mit David.

Ach, ihr lieben Leidtragenden, Gattin und Kinder und ihr lieben Anverwandten und Hausgenossen des Entschlafenen, es ist wahr: der Baum ist gefallen, der euch Schatten gab, aber der den Baum im Sturme fallen ließ, der weiß auch die Pflanzen zu schirmen, die unter seinem Schutz sich bergen. Es giebt einen treuen Helfer dort droben, der die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besucht, der an diesem Sarge auch verheißt: „Ich will euch nicht verlassen, noch versäumen.“ „Wie sich ein Vater über die Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten.“ — Was ärztliche Kunst, was menschliche Liebe, was Gebete vermochten, das ist geschehen. Gottes gewaltige Hand hätte dieses Leben erhalten können, nun er's doch genommen, wissen wir: er hat seine heilsamen Absichten, und einst zeigt der Ausgang wunderbar, daß Gottes Rat voll Liebe war. — Viel ist euch genommen: aber vergiß es nicht, du trauernde Witwe, ein teures Vermächtnis ist dir geblieben — deine Kinder, — die du erziehen sollst in des Vaters Sinn und Geist — o

heilige Lebensaufgabe!! Und ihr, lieben Kinder, viel ist auch euch noch geblieben: „Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden“ — und der himmlische Vater, der rechte Vater über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, bleibt euch. Viel ist euch allen genommen, aber nicht für immer ist's genommen. „Getrost, getrost auf Sterben, da giebt's ein Auferstehn, und auf ein bitteres Scheiden, da folgt ein Wiedersehn.“ „Ihr habt nun auch Traurigkeit, aber ich will euch wiedersehn und euer Herz soll sich freuen und eure Freude soll niemand von euch nehmen.“ Selig auch ihr, wenn ihr diese Anfechtung erduldet im Glauben und euch bewährt als Christen. Der Herr ruft euch zu: „So ihr stille seid, so wird euch geholfen werden, und durch Stillesein werdet ihr stark sein.“ An Menschenhülfe und Beistand soll's euch nicht fehlen, aber der beste Trost bleibt doch Davids Trost: „Herr, wes soll ich mich trösten? Ich hoffe auf Dich!“ Amen.“

Man trug den Sarg hinaus, kein Auge war thränenleer; ein langer Leichenzug: Männer, Greise, Kinder gaben dem teuren Entschlafenen das Ehrengeleite. Am offenen Grabe auf dem stillen Friedhofe vor der Stadt Minden sang ein Chor von Lehrern, die besonders zahlreich aus Westfalen- und Hannoverland herbeigeeilt waren, das Trostlied: „Jesus, meine Zuversicht“. Hierauf hielt Pfarrer Wehmeier folgende ergreifende Grabrede:

Hebr. 12, 1. „Lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum.“

„Das eben vernommene Wort habe ich getrost und mit gutem Gewissen für diese Stunde gewählt; das ganze Leben des lieben Heimgegangenen war ja gleichsam ein schönes, volles Ja und Amen zu diesem Texte, seinem ganzen Leben und Wirken, Leiden und Sterben könnte man diesen Vers als die alles kurz zusammenfassende Überschrift

geben: „Lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum.“

Vom Laufen redet der heilige Verfasser hier zunächst; er erinnert daran, daß wir Christenmenschen mit aller Geduld und Ausdauer laufen, und daß wir den Kampf kämpfen sollen, der uns verordnet ist.

Wenn man auch nur in der Hauptsache den Lebensgang des Entschlafenen kennt und den Weg überschaut, den er gegangen ist, der anfing im schlichten, herzlich frommen Elternhause, der ihn später bald auf dies, bald auf jenes Arbeitsfeld führte, bis er in unserer Stadt und unserm Bezirke endete, wo unser Mitbruder seit zehn Jahren sein ebenso ehrenvolles wie verantwortungsreiches Amt führte; nicht wahr, meine Freunde, da ruft man unwillkürlich aus: „O, von wieviel Mühe und Arbeit, Ringen und Kämpfen, Dulden und stillem Tragen ist dies nun abgeschlossene Leben voll gewesen!“

Machet nicht viel Federlesens,
Schreibt auf meinen Leichenstein:
„Dieser ist ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.“

So hätte der Entschlafene auch von sich und seinem Leben sagen können.

Und unter all den Kämpfen und Leiden blieb er getrost; ein frisches und freudiges Gemüt, eine entschlossene Art, eine unermüdliche Schaffenslust haben wir je und je an ihm gesehen und bewundert.

Woher hat er sich denn den Mut geholt, der ihn auch unter Kampf und Not nicht verließ? Woher hat er die Geduld empfangen, mit der er unter den schmerzvollen Leiden früherer Zeiten und besonders unter den Leiden seiner Todeskrankheit stille hielt, sich beugte und in sein Los ergab?

Ihr sagt vielleicht, daß seine außergewöhnlichen Geistesgaben, ein scharfer Verstand und eine eiserne Willenskraft ihn in alledem getragen und aufrecht gehalten haben.

Aber — glaubt ihr wirklich, daß bloßer Geist und Verstand und Willenskraft, mögen sie noch so glänzend und eigenartig an einem Menschen hervortreten, ja glaubt nur ein Einziger unter uns im Ernste, daß diese und ähnliche natürliche Gaben hinreichen, um uns zu stärken und zu stählen, zu wappnen und zu rüsten für den Kampf des Lebens, oder daß sie allein uns Licht und Trost geben können, wenn wir wandern müssen durch's finstere Thal des Todes?!

Ich glaube es nicht. Der Verfasser des Hebräerbriefes glaubt's auch nicht; denn nachdem er uns ermahnt hat, daß wir laufen sollen durch Geduld in dem uns verordneten Kampfe, fährt er alsbald fort: „Lasset uns aufsehen auf Jesum!"

Damit lenkt er unsern Blick nach oben; wenn's hier unten dunkel werden will, dort oben ist's licht; wenn wir hier unten schwach und matt werden wollen, droben ist unser Gott und Heiland, der ist stark und mächtig.

Dies Aufsehen nach oben hat auch der Entschlafene, des bin ich gewiß, treulich und fleißig geübt und im kindlichen Glauben an seinen Gott und Heiland von oben her sich immer wieder Trost und Kraft, Mut und Freudigkeit, Geduld und Ergebung geholt.

Nach oben wies er andere gern; seine lieben Kinder erinnerte er immer wieder an all den Segen, der von oben kommt, an all die Gaben Gottes in den Höhen und Tiefen der sichtbaren Welt; er war immer einer von denen, welchen Himmel und Erde nicht tote und nicht stumme Dinge sind, sondern die Ehre Gottes erzählen und seiner Hände Werk verkünden: aber die Gabe über alle Gaben aus Gottes Hand war ihm doch die, davon St. Johannes sagt: „Also

hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab."

Mir ist es klar, daß nicht seine natürliche Tüchtigkeit und seine besonderen Geistesgaben allein, sondern vor allem sein kindlicher, gewisser, zweifelloser Glaube ihn zu dem gemacht haben, was er war, zu einer einheitlichen, in sich abgeschlossenen Persönlichkeit, zu einem „ganzen Manne".

Dieser Glaube an seinen Heiland und die Liebe zu ihm hat ihn auch erst zum ganzen „Schulmanne" gemacht. Das ist er doch gewesen. Alle seine Vorgesetzten und alle seine Untergebenen sind einig in dem Zeugnisse, daß er seinen Platz und sein Amt mit außergewöhnlicher Treue und hervorragendem Erfolge ausgefüllt und verwaltet hat.

Wie sein Leben durch Mühe und Arbeit köstlich war, so forderte er auch in der Schule von Lehrenden und Lernenden Mühe und Arbeit. Er war strenge, manchem schien er wohl zu strenge in den Anforderungen, die er stellte. Aber wenn ich ihn recht verstanden habe, so war doch sein oberster Grundsatz: „Christum lieb haben ist besser, denn alles Wissen," und sein Ideal blieb bis zuletzt, in den Schulen nicht bloß wissenstüchtige und kenntnisreiche Menschen heranzubilden, sondern die Knaben und Mädchen zu ehrlicher Frömmigkeit und lauterer Gottesfurcht aufzuziehen, eine Jugend zu pflegen, aus der einst fromme und starke Männer, gottesfürchtige und tüchtige Frauen würden.

Obwohl Theologe, hat er kaum jemals gepredigt, wenigstens nie von den Kanzeln unserer Stadt; und doch ist er ein Zeuge und Prediger von Jesu Christo gewesen und hat eine große, weitverbreitete Gemeinde gehabt, die er gern lehren wollte das „Aufsehen auf Jesum"! Man muß, um das zu verstehen, nur seine Schriften gelesen oder seine Vorträge gehört oder gesehen haben, wie er es in der Schule

verstand, den großen und den kleinen Kindern den Heiland ans Herz zu bringen und lieb zu machen!

Diesem Vorgesetzten habt ihr Männer der Schule Ehrerbietung und Hochachtung entgegengebracht. Aber das nicht allein! Er ist von euch nicht nur aufrichtig verehrt, sondern zugleich herzlich geliebt worden; in eurem Verhältnisse zu dem Entschlafenen ist es wirklich nach dem Spruch gegangen: „Je länger, je lieber.“ Ihr habt's ihm abgemerkt, daß er's mit euch und eurem Stande treu und wohl meinte, daß bei aller Strenge sein Herz Euch warm entgegenschlug, daß seine Begeisterung und seine Liebe vor allem der Schule gehörte, der Schularbeit, den Schulmännern und den Schulkindern!

Nun haben wir diese irdische Hülle, in der ein so warmes Herz schlug und ein so herrlich gearteter Geist wohnte, ins Grab gelegt.

„Warum“, so möchten wir fragen, „warum hat Gott das gethan?“ „Warum hat Er der Gattin den Mann genommen, an dessen Seite sie ein so reiches, reines Glück spürte, dem sie so ganz und so gern vertraute, unter dessen Schutze sie sich so sicher und geborgen fühlte? Warum mußte der Vater von seinen drei unmündigen Kindern scheiden, die er so zärtlich liebte, wie nur je ein Vater seine Kinder geliebt hat? Warum ist der in seinem Amte hervorragende Mann so früh von uns abgerufen?“

Ja, meine Freunde, warum ist das geschehen?

Wir wollen schweigen und stille sein zu Gott; wir wollen nach oben schauen zu des Entschlafenen Gott und zu unserm Gott, zu seinem Heiland und zu unserm Heiland, der uns Menschen, wenn allerlei bange Fragen das Herz bewegen und allerlei Klagen laut werden wollen, vom Himmel her also tröstet: „Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, nämlich Gedanken des Friedens und nicht

des Leides." Aber noch mehr. Wir wollen von diesem Grabe mit Gottes Hülfe einen Segen mitnehmen für unser eigenes Leben. Wir wollen das Gedächtnis des lieben Heimgegangenen ehren, indem wir nicht bloß in Zukunft seiner gedenken und von ihm reden, sondern auch von ihm lernen; wir wollen lernen, so treu und beharrlich, so kraftvoll und mannhaft zu wirken und die Zeit auf Erden auszukaufen, wie er es gethan; und wenn nach Gottes Ratschluß unser Weg uns in die Tiefen von Leiden, Not und Trübsal führen sollte, wollen wir auch dies von ihm lernen: „Durch Geduld laufen in dem Kampfe, der uns verordnet ist" und vor allem und in allem: „Aufsehen auf Jesum!" Amen.

Als hierauf das Lied: „Da unten ist Frieden im dunklen Haus, da schlummert der Müde, da ruht er aus!" verklungen war, schieden wir tief traurigen Herzens von dem Grabe des treuen Freundes des Lehrerstandes, des eifrigen Förderers der Volksschule und des begeisterten Patrioten.

Ein Nachklang dieser Herzensstimmung ist folgendes Gedicht eines Lehrers, das bald nach Hechtenbergs Bestattung im Mindener Kreisblatte veröffentlicht wurde:

Dem Andenken Hechtenbergs gewidmet.

Ruhe sanft im ewgen Frieden,
Den Dir Gottes Huld verlieh!
Ach, zu früh bist du geschieden,
Unsrer Schule viel zu früh,
Edler Kämpfer, der gerungen
In des Geistes Reich mit Mut,
Sieger, der Du durchgedrungen
Zu der Wahrheit hohem Gut.

In der Menschenseele Wesen
Drang dein heller Geistesblick,
Freudig hast Du da gelesen
Unser Ziel und unser Glück.

Du warst uns ein Bild des Strebens
Das dies Leben zieren soll.
Deine Müh' war nicht vergebens,
Segen trugst Du übervoll.

Unsern Schulen wirst du fehlen,
Die Dein sorgend Herze trug.
Deine Lust war's, Kinderseelen
Leiten in der Wahrheit Buch,
Menschenherzen zu beglücken
In des Erdenjammers Last,
Sie den Tiefen zu entrücken,
Da Verderben sie erfaßt.

Und wie hast Du treu geschaffen
Deine leidenvolle Zeit.
Ohne Rast, ohn' zu erschlaffen,
Bis ans Thor der Ewigkeit.

Denn der Erdengüter größtes
Ist des Menschen Leben nicht.
Nein, der Ideale höchstes
Ist die treu erfüllte Pflicht.

Wahrheit hast Du stets geliebet
Und das Unrecht stets gehaßt,
Und das Recht hast du geübet,
Bis Dein Haupt im Tod erblaßt.

Deinem Ziele nachzustreben,
Mahntest Du uns oft gar sehr.
Für die Pflicht das Leben geben,
Mahnt Dein Tod uns noch viel mehr.

Gott hat dich nun abgerufen,
Der Dich treu erfunden hat.
Und zu seines Thrones Stufen
Darfst Du schauen seine Gnad',
Darfst Du schauen seine Wahrheit
In dem Licht der Ewigkeit,
Ohne Irrtum, voller Klarheit,
Ohne Leiden, voller Freud!

Fr. R.

Wohl hatten dem allzufrüh Heimgegangenen seine Lehrer und Freunde in ihren Herzen ein Denkmal der Liebe und Verehrung aere perennius längst gesetzt; dennoch ward bald der Wunsch allgemein ausgesprochen, daß ein würdiges Grabdenkmal als sichtbares Zeichen nie erlöschender Dankbarkeit treuer Lehrerherzen über der letzten Ruhestätte des Heimgegangenen möchte errichtet werden. Es erschien folgender Aufruf zur Errichtung eines Denkmals über dem Grabe des Herrn Regierungs- und Schulrats Hechtenberg in Minden:

„Am 30. September d. J. starb in Minden der Herr Regierungs- und Schulrat Albert Hechtenberg. Sein reiches Wissen, sein scharfes Urteil, sein offenes, freimütiges und tolerantes Wesen, sein mitfühlendes Herz erwarben ihm die größte Hochachtung bei allen, die ihm in seinem gesegneten Wirken näher traten. Aus dem Volksschullehrerstande hervorgegangen, ist er im wahren Sinne des Wortes ein Lehrerfreund geblieben und immer und überall für die Interessen der Schule und der Lehrer warm eingetreten. Veranlaßt durch den in Lehrerkreisen lebhaft ausgesprochenen Wunsch, der Dankbarkeit gegen den Dahingeschiedenen durch die Errichtung eines Grabdenkmals beredten und bleibenden


Albert Hechlenberg

Ausdruck zu geben, hat sich das unterzeichnete Komitee gebildet, um die nötigen Schritte zur Ausführung des löblichen Vorhabens zu thun. Wir bitten nun die Kollegen unseres Bezirks, sowie alle diejenigen über die Grenzen unseres Bezirks hinaus, welche Dankbarkeit und Liebe dazu treibt, einen geldlichen Beitrag zur Errichtung des Denkmals möglichst bald, spätestens bis zum 15. Februar 1897 dem mit der Kassenführung betrauten Herrn Lehrer Deppe zu Barkhausen bei Minden i. W. gütigst einzusenden."

Minden, den 15. Oktober 1896.

Das Komitee zur Errichtung des Hechtenberg-Denkmals.

Rektor Bunse-Minden, Vorsitzender. Lehrer Blieferning-Minderheide, Schriftführer. Lehrer Deppe-Barkhausen, Kassierer u. s. w.

Rasch und für Lehrerverhältnisse überaus reichlich flossen von allen Seiten Geldmittel in die Kasse des Denkmals-Komitees. Über 2000 M. standen zur Verfügung. Der Bildhauer Düx in Minden ward mit der Ausführung des Denkmals betraut. Bereits am Todestage Hechtenbergs, am 30. September 1897, konnte das über seinem Grabe errichtete Denkmal in Anwesenheit zahlreicher Freunde und Verehrer des Entschlafenen feierlich geweiht werden. Ein kräftiger granitener Obelisk trägt auf der Vorderseite Hechtenbergs Medaillonbild in Bronce, darüber den Wahlspruch seines Lebens: Jesus allein! Rektor Bunse in Minden, der die Weiherede hielt, schilderte dabei Hechtenbergs Charakter, seinen scharfen Verstand, sein tiefes Gemüt, seinen eisernen Willen, setzte in beredten Worten unter Hechtenbergs Lebensbild die Worte: Er war ein Lehrer, ja ein Lehrerfreund, der wohl wußte, daß in der Lehrerwelt noch ein großes geistiges Kapital verborgen liegt, daß mancher Lehrer sich

im stillen Stübchen ein Wissen und Können angeeignet hat, dessen sich kein Akademiker zu schämen braucht, daß man dem Lehrerstande nur die Bahn freizugeben braucht, um alsbald zu spüren, wie reiche Zinsen das noch schlummernde Kapital trägt. Redner schloß mit den Worten: „Und nun, du treuer, unvergeßlicher Entschafener, schmücke ich im Namen der hier versammelten Lehrer und Freunde deine Grabstätte und weihe sie zu einer heiligen Stätte der Erinnerung der Liebe und Dankbarkeit. Deine Ruhestätte ist für uns ein heiliges Land. Möge dein hoher, reiner Geist uns immer umschweben in Ausübung unseres verantwortungsvollen Berufes, möge er uns Kraft geben, an der Vervollkommuung unserer selbst und der uns anvertrauten Jugend zu arbeiten, möge er uns begeistern zu dem immerwährenden Gelöbnis: Herz und Hand dem Vaterland und die Seele Gott, dem Herrn!“

Ehrwürdig und verehrenswert erschien mir stets die alte Bischofsstadt Minden, von der im frühen Mittelalter reiche Ströme kulturellen Segens ins Westfalenland und bis vor die Thore Hannovers, auch über die Stätte dieser meiner langjährigen Lehrerthätigkeit geflossen sind. In stiller Wehmut und herzinniger Dankbarkeit weilen nunmehr meine Gedanken und die zahlreicher Lehrer an jenem Grabe bei Minden, in dem das Herz des treusten Freundes ruht, das so liebewarm für das Wohl der Volksschule und ihrer Lehrer schlug, und niemand giebt Antwort auf die Frage: Warum ertönten diesem so reich ausgerüsteten Manne die Feierabendglocken so früh?

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet!